

D.D. MANN

# VERBOTENE FREUNDSCHAFT

Ein KI-Experiment





# **Verbotene Freundschaft**

Roman

D.D. Mann

(in Zusammenarbeit mit Google Gemini)

## **Impressum**

Copyright 2025 Gerd Ruebenstrunk

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

djedje@gmx.eu

## Vorbemerkung

Dies ist ein schlechtes Buch.

Oder, ich korrigiere mich: Dies ist sicher in den Augen vieler Leserinnen und Leser ein schlechtes Buch. Auch für mich.

Warum habe ich es dann geschrieben?

Naja, ich habe es nicht allein geschrieben. Teile des Buches wurden von einer Künstlichen Intelligenz, nämlich Google Gemini, verfasst.

Ich hatte so viel gelesen darüber, wie die KI Songs, Gedichte und ganze Romane verfassen kann, dass ich es einmal ausprobieren wollte. Und weil ich gerade mit meinem aktuellen Romanprojekt nicht so recht vorankam, habe ich mich in dieses Experiment gestürzt.

Ich hatte noch ein über zwanzig Jahre altes Treatment für einen TV-Film, bestehend aus 29 Szenen. Kein besonders guter Film, das gebe ich zu, aber genau richtig für so ein Projekt. Also habe ich jede Szene einzeln hochgeladen und Gemini dazu aufgefordert, daraus ein Romankapitel zu machen.

Die ersten Ergebnisse waren meistens zu knapp, also habe ich mit weiteren Aufforderungen nachgebessert. Ich habe Gemini aufgefordert, mehr von der Gedankenwelt der handelnden Personen zu beschreiben oder die Stimmung, die an einem

bestimmten Ort herrscht. Und nach zwei Tagen hatte ich dann den fertigen Roman.

Naja, nicht ganz fertig. Beim Durchlesen stellten sich mehrere Probleme heraus:

Erstens: Gemini leidet unter Adjektivitis. Anfangs habe ich noch versucht, das so gut wie möglich zu korrigieren, aber irgendwann habe ich aufgegeben. Es wäre schneller gegangen, hätte ich es selber geschrieben.

Zweitens: Gemini hat als Muttersprache Englisch. Das merkt man daran, dass an einen Hauptsatz sehr oft Partizipialkonstruktionen angehängt werden, so wie es im Englischen mit der „ing“-Form üblich ist, anstatt einen Punkt zu setzen und einen neuen Satz zu beginnen.

Drittens: Gemini wiederholt sich gern, zum Beispiel bei der Beschreibung der Stimmung eines Ortes.

Viertens: Gemini verliert gerne mal den roten Faden und verwechselt dabei auch Täter und Opfer.

Fünftens: Gemini bewegt sich sprachlich gerne in Extremen und nicht so gern in der großen Grauzone dazwischen.

Nun lässt sich einwenden, dass ich mit der kostenlosen und nicht so leistungsfähigen Version von Gemini gearbeitet habe und zudem nicht alle Prompt-Kniffe genutzt habe, die mir zur Verfügung stehen.

Beides sicher richtig - aber ich wollte ja nicht wirklich einen veröffentlichungsfähigen Roman von Gemini schreiben lassen, sondern es nur mal ausprobieren.

Hier ist also nun das Ergebnis.

Ein Wort vielleicht noch zur Debatte, ob wir beim Schreiben die KI verwenden dürfen und wie weit wir sie nutzen dürfen, ohne die Leserinnen und Leser zu betrügen.

Ich erinnere mich daran, dass der deutsche Erfolgsautor Konsalik bereits vor sechzig Jahren Hilfskräfte für sich arbeiten und auch schreiben ließ - in welchem Umfang, ist bis heute unklar. Gesichert ist, dass diese Hilfskräfte ihn bei Bearbeitung, Zuarbeitung und Ausarbeitung unterstützt haben.

Bei der Recherche ist es seit Langem üblich, dass sich erfolgreiche Schriftsteller wie Ken Follett von Hilfskräften Detailinformationen sammeln und aufbereiten lassen.

Diese Autoren veröffentlichten ihre Werke dennoch ausschließlich unter ihrem eigenen Namen.

Schriftsteller sind also seit vielen Jahrzehnten keine „Alleintäter“ mehr. Ist das verwerflich? Und ist es verwerflich, die KI für sich recherchieren und sich durch sie assistieren zu lassen, ohne das ausdrücklich zu erwähnen?

Ich finde nicht.

Um bei diesem Buch zu bleiben: Die Geschichte stammt von mir. Die szenische Beschreibung stammt von mir. Die Bearbeitung der von Gemini gelieferten Texte erfolgte durch mich, teilweise bis zum völligen Neuschreiben. Gemini war dabei lediglich ein Gehilfe.

Deshalb würde ich, wäre dieses Projekt ernst gemeint, auch nicht explizit auf die Unterstützung durch Gemini hinweisen.



## Kapitel 1

Der frühe Abend legte seine ersten zarten Schleier über die große Stadt, doch in einem Viertel bebte die Luft vor Aufregung. Der Zirkus war da. Ein leuchtender Fleck aus Zelten, der sich wie ein bunter Pilz aus dem grauen Asphalt erhoben hatte.

Zu Hunderten drängten sich die Menschenmassen vor den Kassen, eine vibrierende Welle aus Vorfreude und Neugier. Kinderhände zupften an den Kleidern ihrer Eltern, während der süßliche Duft von Popcorn und gebrannten Mandeln sich mit dem erdigen Geruch von Sägespänen und dem unverkennbaren Aroma der Tiere mischte.

Im Hintergrund schwebte die klassische Zirkuskapellenmusik, mal fröhlich und beschwingt, mal dramatisch anschwellend, ab und an durchbrochen vom tiefen, resonanten Trompeten eines Elefanten – ein Versprechen auf die Wunder, die drinnen warteten.

Im Inneren des großen Zirkuszeltes wölbten sich die Ränge wie ein riesiger, gespannter Regenschirm über der Manege, bereits gut gefüllt mit erwartungsvollen Gesichtern, deren Lachen und Gemurmel eine eigene, lebendige Geräuschkulisse bildeten. Doch hinter dem schweren roten Samtvorhang, der die Artisten von diesem brodelnden Meer der Zuschauer trennte,

herrschte eine ganz andere Atmosphäre. Hier lag eine spürbare Unruhe in der Luft, eine Mischung aus Anspannung und Erwartung.

Die Hochseiltruppe von Vlado Dschumas hatte sich versammelt. Vlado selbst, ein drahtiger Mann mit wettergegerbtem Gesicht und einem grauen Haarschopf, der in alle Richtungen von seinem Kopf abstand, lief immer wieder zum schmalen Spalt des Außenzeltes. Seine Augen, so dunkel wie alte Oliven, suchten etwas in der Dämmerung draußen, während er die ausgelassenen Laute aus der Manege hörte. Das Lachen des Publikums, das für die meisten Artisten wie Nektar war, schien ihn heute nur noch unruhiger zu machen.

Da, endlich, stürmte ein junger Mann ins Zelt. Er war groß und schlank, und sein enganliegendes Trikot, das die Muskeln seines Körpers betonte, verriet sofort, dass er zur Truppe gehörte. Seine Ankunft war wie ein Stein, der in einen ruhigen Teich geworfen wurde.

„Wo zum Teufel treibst du dich rum?!“, fuhr Vlado ihn an, seine Stimme rau wie Schleifpapier. „Selbst bei der Generalprobe fehlst du! Was ist los mit dir, Martin?“

Der so Angesprochene, dessen Atem noch schwer ging, setzte ein Lächeln auf, das er sicherlich oft als Waffe benutzte. Ein entwaffnendes Lächeln, das seine

blauen Augen strahlen und die Anspannung in seinen Gesichtszügen kurzzeitig verschwinden ließ.

„Ich hatte etwas Dringendes zu erledigen, Vlado. Für dich.“

Er reckte seinen Daumen in die Höhe, auf dem ein dunkler Ölfleck prangte. „Dein alter Daimler brummt wieder wie am ersten Tag. Und ein Probenversäumnis – das ist doch nicht so schlimm, oder? Ich kann die Nummer doch blind.“

Vlado Dschumas' Blick verfinsterte sich. Seine Augen bohrten sich in Martins. „Erst kommt der Leichtsinn, Martin. Dann kommt der Sturz. Wer oben bleiben will, muss immer wieder daran arbeiten. Jeden einzelnen Tag. Ich habe lieber ein kaputtes Auto als einen kaputten Artisten.“

Ein lauter Tusch der Kapelle unterbrach den angespannten Moment. Zwei Elefanten verließen majestätisch unter donnerndem Beifall die Manege. Der Ansager, eine Stimme wie Samt und Stahl, trat in den Ring und begann, die nächste Darbietung anzukündigen: „Meine Damen und Herren, liebe Kinder! Bereiten Sie sich vor auf den atemberaubendsten Hochseilakt der Welt! Alles ohne Netz! Die einzigartige Familie Dschumas!“

Hinter dem Vorhang machte sich die Truppe bereit. Da war Martin selbst, dessen Lächeln nun einer

konzentrierten Ernsthaftigkeit gewichen war. Die Vettern Danko und Andros Dschumas, kräftig und erdfest, ihre Gesichter ernst. Ludmilla Dschumas, Vlados Tochter, mit einem Ausdruck stiller Entschlossenheit. Und dann war da noch Natascha, ihre zwölfjährige Tochter, das Nesthäkchen der Truppe, deren Augen vor Aufregung glänzten. Sie war so klein, so zerbrechlich, und doch ein fester Bestandteil dieses waghalsigen Ensembles.

Das Signal ertönte. Ein scharfer Pfiff, gefolgt von einem Trommelwirbel. Die Dschumas-Truppe betrat die Manege. Ein Raunen ging durch das Publikum, dann brandete Applaus auf. Die Scheinwerfer blendeten, als sie die Mitte des Zelttes erreichten, wo das Hochseil in schwindelerregender Höhe gespannt war.

Der Akt begann. Zuerst der Lauf über das Seil, eine Choreografie aus Balance und Mut. Martin, der sich noch immer an Vlados Worte erinnerte, spürte eine leichte Unsicherheit. Und dann passierte es beinahe: Ein Fehltritt, ein Rutschen. Nur für einen Sekundenbruchteil verlor er das Gleichgewicht, doch er fand es sofort wieder. Ein kurzes, scharfes Einatmen im Publikum. Unten, am Boden der Manege, stand der alte Dschumas, seine Miene finster, seine Augen auf Martin gerichtet.

Der Rest der Nummer verlief wie am Schnürchen, bis zum großen Finale: dem Trapezakt. Martin hing am rechten Trapez, Danko am linken. Mit perfektem Timing schaukelten sie sich in den Schwung, hakten sich mit den Beinen ein und hingen kopfüber, während das Publikum den Atem anhielt. Auf der gegenüberliegenden Plattform wartete Natascha, winzig und doch so mutig.

Danko ergriff ihre kleinen Hände, pendelte zweimal mit ihr hin und her, ein lebendiger Fortsatz der Zirkuskuppel. Dann ließ er los. Natascha flog. Ein kleiner, bunter Vogel, der durch die Luft segelte, direkt auf Martin zu.

Doch Martin kam einen Sekundenbruchteil zu spät. Nur eine Hand, ihre kleine, zitternde Hand, erwischte er. Sein Trapez begann zu trudeln, eine wilde, unkontrollierte Bewegung. Ein entsetzter Schrei ging durch das Publikum, ein kollektives Aufstöhnen, das sich zu einem Panikschrei steigerte. Unten rannte Vlado Dschumas in die Manege, seine Augen weit vor Entsetzen.

Martin versuchte, Natascha hochzuziehen, doch das trudelnde Trapez machte es unmöglich. Er sah direkt in ihr Gesicht, das zu einer schreckverzerrten Maske aus Angst geworden war. Das Trapez schlug gegen einen der Masten, ein dumpfer Schlag, der durch das Zelt

hallte. Nataschas Hand glitt aus seiner. Er versuchte nachzugreifen, ein letzter, verzweifelter Versuch, doch er verlor selbst den Halt.

Er stürzte.

Das letzte, was er sah, war die wabernde, verschwommene Masse der Gesichter im Publikum, eine Leinwand aus Entsetzen und Angst. Und dann, über allem, die weiten, ängstlichen Augen der stürzenden Natascha, die ihn anblickte, als würde sie ihn nie wieder loslassen.

Dann wurde es dunkel.

## Kapitel 2

*Fünf Jahre später*

Die Ankunftshalle des Flughafens war ein Mikrokosmos aus Hektik und Abschieden. Ein endloses Summen und Rauschen erfüllte den riesigen Raum, eine Kakophonie aus Durchsagen, Rollkoffern, lachenden Wiedersehen und leisen, schmerzhaften Trennungen. Das grelle Neonlicht der Decke warf einen unbarmherzigen Schein auf die glänzenden Fliesen, auf denen sich die Schatten der hin und her eilenden Menschen wie dunkle Geister jagten. Überall das Gefühl von Bewegung, von Ankunft und Abflug, von Leben, das in alle Himmelsrichtungen auseinanderstrebte.

Auf einer der unbequemen Metallbänke saß Martin. Mehrere Jahre waren vergangen seit jenem Tag unter der Zirkuskuppel, doch die Zeit schien ihm nicht gutgetan zu haben. Die jugendliche Arroganz, die einst sein Gesicht geprägt hatte, war einer undefinierbaren Leere gewichen. Seine Schultern waren leicht nach vorn gebeugt, die Hände ruhten schlaff auf den Knien. Er wirkte verloren, fast hilflos, inmitten dieses geschäftigen Treibens. Seine Augen, einst so wach und herausfordernd, blickten nun stumpf in die Menge der

Fluggäste, die wie ein unaufhörlicher Strom an ihm vorbeihasteten – zum Ausgang, zu den Abfertigungsschaltern, hinein in ihre eigenen Geschichten.

Er fuhr abends nach der Arbeit gern mit der S-Bahn zum Flughafen hinaus und setzte sich auf eine Bank in der Abflughalle. Hier war er unter Menschen, ohne mit einem von ihnen reden zu müssen. Hier war ein Ort der Abschiede und Trennungen, wenn oft auch nur auf Zeit. Anders als bei ihm – sein Abschied von einem ganzen Leben war ihm vor fünf Jahren aufgezwungen worden. Seitdem lebte er wie in einer Blase, ein Mann ohne Vergangenheit, nur mit einer schweren Schuld, denn er hatte einen Menschen getötet. Er konnte sich zwar nicht daran erinnern, aber man hatte es ihm erzählt und er wusste, dass es wahr war.

Ein Mann mit einem großen, dunkelblauen Rollkoffer und ein kleines Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt, gingen an Martin vorbei. Das Mädchen trug einen leuchtend roten Mantel, der einen Farbtupfer in der grauen Masse bildete. Martin sah ihnen nach, seine Augen folgten ihrer Bewegung. Der Anblick des kleinen Rückens, der beiden kecken Zöpfe, die unter einer Mütze hervorlugten, rührte etwas in ihm auf. Ein Bild, scharf und schmerzhaft, schoss ihm durch den Kopf: Natascha. Natascha Dschumas.



Es war nur der Bruchteil einer Sekunde, ein Blitz aus der Vergangenheit. Ein Kopf mit zwei kecken Zöpfchen, ja. Ein Blick über die Schulter, ein strahlendes Kinderlachen. Die Erinnerung war so lebendig, dass ein Stich durch Martins Brust fuhr. Er stand auf, wie von einer unsichtbaren Kraft gezogen, und begann den beiden zu folgen. Seine Schritte waren ungelenk, fast stolpernd, als würde er durch einen dichten Nebel gehen.

Er erreichte sie, tippte dem Mädchen vorsichtig auf die Schulter. Das Kind drehte sich um, seine Augen, groß und braun, blickten ihn fragend an. Es war nicht Natascha. Martins Herz sank. Die Zöpfe waren anders, das Gesicht fremd. Ein Schmerz durchzog ihn, der sich wie eine kalte Hand um seine Kehle legte.

Der Mann neben dem Mädchen sah Martin ebenfalls fragend an, seine Augenbrauen hochgezogen. Martin murmelte ein paar Entschuldigungsworte, die sich in seinem Mund wie Sand anfühlten. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er war verwirrt. Warum hatte er das getan? Warum hatte er geglaubt, es könnte sie sein?

Der Mann und das Mädchen gingen weiter, ließen Martin wie einen vergessenen Koffer zurück. Ein paar Meter entfernt, am "Meeting Point", einem großen Schild, das wie ein Leuchtturm in der Halle stand, blieben sie stehen. Das Mädchen drehte sich noch

einmal zu Martin um. Ihre Augen sahen traurig aus, und ein Schatten lag auf ihrem jungen Gesicht. Martin lächelte sie an, ein kleines, unsicheres Lächeln, das seine eigene Verwirrung spiegelte. Ganz verhalten lächelte sie zurück, ein flüchtiger Moment der Verbindung in der anonymen Halle.

Eine ältere Frau, streng gekleidet, trat in die Halle. Sie trug ein Schild vor sich, auf dem in geschwungenen Buchstaben "Lyceum Andreanum" stand. Der Mann und das Mädchen gingen auf sie zu. Ein kurzes, gedämpftes Gespräch folgte, dessen Worte Martin nicht verstehen konnte, aber dessen Bedeutung er ahnte. Die Frau würde das Mädchen mitnehmen. Der Mann hingegen würde ein Flugzeug besteigen.

Der Mann übergab der Frau den großen Koffer, dessen Rollen über den glänzenden Boden knirschten. Er umarmte das Mädchen noch einmal, fest und lange, als wollte er die Zeit anhalten. Das Mädchen schmiegte sich an ihn, ihre kleine Gestalt wirkte zerbrechlich in seinen Armen. Dann nahm die Frau den Griff des Koffers in die eine und das Mädchen an die andere Hand. Zögernd folgte das Kind der Frau, ein letzter, sehnsüchtiger Blick zurück zum Mann. Ebenfalls zögernd entfernte sich der Mann, seine Schritte langsam, seine Haltung gebeugt. Die Trennung fiel

beiden sichtlich schwer, ein leises Drama inmitten des lauten Flughafens.

Von einem der Schalter kam eine aufgeputzte Frau auf den Mann zugeeilt, ihre Stimme schrill und fordernd. Sie drängte ihn zur Eile, ihre Erleichterung über die Abreise des Mädchens war fast greifbar. „Es ist das Beste für sie“, sagte sie. Ihre Stimme klang wie ein Befehl. „Und wir haben jetzt endlich Zeit füreinander.“ Martin, der alles beobachtete, spürte die Gewissensbisse des Mannes, die sich in seiner steifen Haltung und dem Blick, der dem Mädchen folgte, zeigten. Doch er konnte sich gegen die Frau nicht durchsetzen.

Sie fragte ihn nach den Flugtickets. Der Mann griff in seine Tasche, zog die Tickets hervor. Mit ihnen kam ein Briefumschlag zum Vorschein. Er drehte sich noch einmal um, als wollte er dem Mädchen nachlaufen, doch das Kind war mit der Frau bereits in der Menge verschwunden, nur noch ein roter Punkt, der sich auflöste. Der Mann seufzte, ein tiefer, resignierter Laut, der in der Hektik der Halle unterging. Dann warf er den Umschlag in einen Papierkorb und verschwand mit der aufgeputzten Frau im Strom der Reisenden.

Martin hatte alles gesehen. Er wartete, bis die beiden außer Sichtweite waren, dann stand er auf. Seine Schritte waren immer noch unsicher, aber eine neue

Entschlossenheit lag in seinen Augen. Er ging zum Papierkorb, beugte sich hinunter und fischte den Umschlag heraus. Seine Finger strichen über das Papier. Handschriftlich stand darauf ein Name: „Louise“. Und darunter, aufgedruckt, ein Absender: „Bodo Riemann“.

Martin hielt den Umschlag in der Hand, ein kleines, unscheinbares Stück Papier, das vielleicht ein neues Kapitel in seinem verworrenen Leben aufschlagen würde. Er blickte sich um. Die Halle war immer noch ein Chaos aus Bewegung und Geräuschen, aber für einen Moment fühlte er sich nicht mehr ganz so verloren.

### Kapitel 3

Der Geruch von altem Öl, Benzin und Leder hing schwer in der Luft der kleinen Werkstatt, ein Ort, den Martin inzwischen fast als Heimat empfand. Hier, zwischen den glänzenden Karosserien englischer Sportwagen, die wie schlafende Raubtiere auf ihre Wiederauferstehung warteten, fand er eine seltsame Ruhe. Das leise Klirren von Werkzeugen, das ferne Summen eines Kompressors und ab und an das sanfte Klicken eines Schraubenschlüssels waren die einzigen Geräusche, die die Stille durchbrachen. Tageslicht fiel durch die hohen Fenster, malte helle Quadrate auf den staubigen Betonboden und ließ die verchromten Details der Fahrzeuge aufblitzen.

Martin schloss gerade die Motorhaube eines alten Aston Martin DB5, dessen Lackierung wie ein dunkler Spiegel glänzte. Er wischte sich die Hände an einem öligen Tuch ab, seine Bewegungen waren präzise und routiniert. Die Arbeit gab ihm Halt, einen Anker in einer Welt, die sonst oft verschwommen und ungreifbar blieb. Seit dem Unfall, den er nur aus Erzählungen kannte, war vieles in seinem Kopf wie ein leeres Blatt. Die Gesichter, die Orte, die Erinnerungen an ein Leben vor dem Sturz – alles fort. Nur die Hände, die wussten noch, was sie taten.

Die Tür zur Werkstatt öffnete sich knarrend, und Peter Petersen trat ein. Der Inhaber der Werkstatt, ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht und einem Blick, der sowohl Güte als auch eine tiefe Melancholie verriet, trug eine aktuelle Boulevardzeitung unter dem Arm. Er war Martins Anker in dieser neuen, fremden Existenz. Ein Freund, ein Mentor, der ihn aufgenommen hatte, als niemand sonst wusste, wohin mit ihm.

„Na, mein Junge, schon fertig mit dem Prachtstück?“, fragte Petersen. Seine Stimme war warm, aber heute lag ein ungewöhnlicher Ernst darin. Er legte die Zeitung beiseite und nahm eine Tasse Kaffee vom kleinen Tisch in der Ecke.

Martin nickte, ohne aufzusehen, während er das Tuch zusammenrollte. „Fast. Nur noch die Feinabstimmung des Vergasers. Er schnurrt wie ein Kätzchen, Peter. Besser als neu.“

Petersen trat näher, musterte den Aston Martin mit einem Kennerblick. „Das glaube ich dir. Du hast ein Händchen dafür. Immer schon gehabt, auch wenn du dich nicht erinnerst.“ Er seufzte leise. „Manchmal wünschte ich, ich könnte mich an so manches nicht erinnern.“

Martin zuckte mit den Schultern. „Vielleicht ist das ja mein Glück. Keine Altlasten.“ Er versuchte, es leicht klingen zu lassen, aber der Schmerz der Leere war

immer da, ein Phantom in seinem Kopf. „Gibt’s was Neues in der Welt da draußen? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.“

Petersen nahm einen Schluck Kaffee, seine Augen wanderten zur Zeitung. „Eher etwas, das einen erschauern lässt.“ Er zögerte, dann hob er die Zeitung auf und breitete sie auf der Motorhaube des Aston Martin aus. Die Schlagzeile, fett und reißerisch, sprang Martin förmlich an: „Kindermörder schlägt wieder zu! Viertes Opfer gefunden!“ Darunter ein unscharfes Foto eines rotweißen Absperrbandes und ein auf Straßenpflaster liegendes, verbeultes Kinderfahrrad.

Martin starrte auf die Schlagzeile. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, obwohl er die Details noch gar nicht gelesen hatte. Eine seltsame Beklemmung packte ihn, ein Gefühl, das er nicht zuordnen konnte. Es war mehr als nur Abscheu vor der Tat. Es war eine Ahnung, ein Echo aus einem Ort, den er nicht kannte.

„Schrecklich, nicht wahr?“, sagte Petersen leise, seine Stimme voller Mitgefühl. „Vier Kinder schon. Die Polizei ist ratlos. Man fragt sich, was in solchen Köpfen vorgeht.“

Martin nickte stumm, seine Augen hafteten auf dem Wort „Kindermörder“. Ein Bild, verschwommen und doch eindringlich, versuchte sich in seinem Kopf zu formen. Ein Sturz. Ein Schrei. Ein kleines Gesicht. Er

blinzelte, versuchte es zu fassen, doch es zerfiel wie Rauch.

„Ich... ich verstehe nicht, wie jemand so etwas tun kann“, murmelte Martin, seine Stimme belegt. Er rieb sich über die Stirn, als wollte er einen unsichtbaren Schleier wegwischen. „Fühlt sich ... falsch an. Sehr falsch.“

Petersen beobachtete ihn aufmerksam. Er kannte Martins Reaktionen, die kleinen Anzeichen, wenn etwas in ihm arbeitete, etwas, das mit seiner Amnesie zu tun hatte. „Manchmal, wenn du so reagierst, Martin, frage ich mich, ob da nicht doch etwas in dir schlummert. Etwas, das du vergessen hast, aber das dich trotzdem berührt.“

Martin schüttelte den Kopf, sein Blick wieder leer. „Ich weiß es nicht, Peter. Alles ist ein Nebel. Nur die Autos ... die Autos sind klar.“ Er wich dem Blick seines Freundes aus und griff wieder nach dem Tuch, um es nervös in seinen Händen zu kneten.

Petersen legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Mach dir keine Gedanken. Die kriegen den schon. Und jetzt lass uns diesen Oldtimer fertigmachen, damit er wieder auf die Straße kommt.“ Er nahm die Zeitung von der Motorhaube, faltete sie zusammen und legte sie beiseite. Doch die düstere Schlagzeile schien noch



immer in der Luft zu hängen, ein unsichtbares Gewicht, das Martins Gedanken beschwerte.

Martin nickte, aber seine Konzentration war gebrochen. Er blickte noch einmal zu der Stelle, wo die Zeitung gelegen hatte. Der Gedanke an die Kinder, an den Mörder, an die Leere in seinem eigenen Kopf – all das vermischte sich zu einem unbestimmten Gefühl von Angst und einer seltsamen, unbegreiflichen Vertrautheit. Er wusste nicht, warum, aber diese Nachricht hatte etwas in ihm ausgelöst, das tiefer ging als bloßes Entsetzen.

## Kapitel 4

Das Lyceum Andreanum lag, ziemlich ungewöhnlich für ein Internat, mitten in der Stadt. Mit kaum zweihundert Schülerinnen war es keine große Schule. Viele der Mädchen, die hier wohnten, teilten ein ähnliches Schicksal: Eltern, die für eine längere Zeit im Ausland arbeiteten oder viel durch die Welt reisen mussten. Einige hatten Missionare als Eltern, andere Diplomaten, die ihre Kinder nicht von einer Schule zur anderen mitnehmen wollten. Aber es waren auch Schülerinnen hier, die dann und wann übers Wochenende nach Hause fuhren.

An diesem Samstagnachmittag wirkte die weitläufige Halle, die unter der Woche von jugendlichem Lachen und geschäftigem Treiben erfüllt war, schon recht leer. Nur ein paar Mädchen, die letzten Verbliebenen, saßen auf den polierten Holzbänken, ihre Koffer ordentlich neben sich, und blickten sehnsüchtig zur großen Eingangstür. Ihre Stimmen waren gedämpft, ihre Bewegungen verhalten, als warteten sie auf die Erlösung, die das Eintreffen ihrer Eltern versprach. Ellen Kaiser, eine junge Erzieherin, Beaufsichtigte sie mit einer Mischung aus Freundlichkeit und unaufdringlicher Autorität. Sie

blättert in einem Buch, doch ihr Blick schweifte immer wieder zur Tür.

Ellen war Erzieherin geworden, weil sie fest daran glaubte, dass eine positive Umgebung und verlässliche Bezugspersonen entscheidend für die Entwicklung junger Menschen sind. Sie erinnerte sich noch heute an eigene Unsicherheiten in ihrer Jugend und daran, wie wichtig ihr die Orientierung durch ihre Eltern und einige Mentoren war. Im Internat sah sie eine Möglichkeit, nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch Lebenskompetenzen, Empathie und Selbstvertrauen zu stärken. Besonders lag ihr am Herzen, Kindern und Jugendlichen, die von ihren Familien getrennt waren, ein Gefühl von Zugehörigkeit und Sicherheit zu geben. Sie fand tiefe Erfüllung darin, Zeugin ihrer Entwicklung zu sein und sie auf ihrem Weg zu begleiten.

Ein leises Klicken, dann ein sanftes Knarren – die schwere Eingangstür öffnete sich. Ein Hauch von frischer, kühler Luft strömte herein, gemischt mit dem fernen Geräusch des Stadtverkehrs. Im Türrahmen stand ein Mann, vielleicht um die dreißig Jahre alt. Er trug einen guten Anzug, dunkel und makellos, doch die Kleidung wirkte an ihm fast wie eine Verkleidung. Die Linien seines Gesichts waren scharf, seine Augen schienen die Last einer Leere zu tragen. All das fiel

Ellen nach einem kurzen Blick auf den Neuankömmling auf, den sie zuvor noch nie hier gesehen hatte. Er wirkte ein Fremdkörper in dieser Umgebung, wie jemand, der sich in eine Rolle zwängte, die ihm nicht ganz passte.

Ellen konnte ihren skeptischen Blick nicht verhindern. Der Neuankömmling passte nicht so recht zu den üblichen Vätern, die ihre Töchter abholten. Da war etwas in seiner Haltung, eine Unsicherheit, die er mit seiner Kleidung nicht ganz verbergen konnte. Altersmäßig, ja, das mochte passen, aber sie hatte schon viele Väter gesehen (zumindest die, die ihre Töchter abholten, meistens war das die Aufgabe der Mütter), und dieser hier kam ihr eher wie ein zu groß geratener Schüler vor als ein erwachsener Mann.

Martin räusperte sich, seine Stimme klang etwas zu laut in der stillen Halle. „Guten Tag. Ich möchte zu Louise Riemann.“

Ellen musterte ihn noch einen Moment, ihre Augen wanderten über sein Gesicht, als suchten sie nach einer Erklärung. Dann nickte sie langsam. „Bitte folgen Sie mir.“

Sie führte ihn durch einen langen Korridor, dessen Wände mit gerahmten Fotos von lachenden Mädchen und Schulveranstaltungen geschmückt waren. Martin folgte ihr, seine Schritte hallten auf dem

Linoleumboden. Sein Herz pochte schneller, ein unregelmäßiger Rhythmus, der nichts mit Anstrengung zu tun hatte. Er wusste nicht, was ihn erwartete. Die Erinnerung an das kleine Mädchen am Flughafen, die ihn so sehr an Natascha erinnert hatte, war noch frisch.

Ellen blieb vor einer Tür stehen, die mit einer kleinen, handgeschriebenen Tafel versehen war: „Louise Riemann“. Sie klopfte leise, wartete einen Moment, dann drückte sie die Klinke und öffnete die Tür einen Spalt.

„Louise? Dein Vater ist da“, sagte Ellen mit sanfter Stimme.

Martin spähte über ihre Schulter in das Zimmer. Es war ein typisches Internatszimmer, spartanisch, aber gemütlich, mit einem Bett, einem Schreibtisch und einem kleinen Kleiderschrank. Auf dem Bett lag ein Mädchen, mit dem Gesicht nach unten, die Arme um ein Kissen geschlungen.

Langsam, zögernd, drehte sich das Mädchen um. Ihre Augen, noch etwas verschlafen, blickten auf. Sie sah Martin. Für einen Moment lag eine seltsame Mischung aus Verwirrung und Hoffnung in ihrem Blick. Sie zögerte, ihr Atem schien zu stocken. Dann, wie ein Blitz der Erkenntnis, weiteten sich ihre Augen. Ein Lächeln brach sich Bahn, hell und strahlend, das die

Traurigkeit, die Martin am Flughafen gesehen hatte, wegwischte.

„Papa!“, rief sie, ihre Stimme klar und voller Freude, und sprang vom Bett auf.

Bevor Martin reagieren konnte, war sie schon bei ihm. Sie stürmte auf ihn zu, ihre kleinen Arme schlangen sich fest um seine Hüfte. Er spürte ihren warmen Körper, ihren Kopf, der sich an ihn schmiegte. Ein Schock durchfuhr ihn, eine Welle von Gefühlen, die er nicht zuordnen konnte. Freude? Verwirrung? Schmerz? Es war alles auf einmal.

Er hob die Hände, unsicher, was er tun sollte. Sollte er sie umarmen? Sie zurückweisen? Er war nicht ihr Vater. Er war Martin, ein Mann ohne Vergangenheit, der sich an nichts erinnerte. Doch dieses kleine Mädchen, das ihn so fest umklammerte, schien ihn zu kennen, ihn zu lieben.

Ellen, die die Szene beobachtet hatte, trat einen Schritt zurück, ihr Gesicht zeigte eine Mischung aus Überraschung und Nachdenklichkeit. Sie sagte nichts, doch ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete.

Louise löste sich von Martin, blickte zu ihm auf, ihr Gesicht strahlte. „Ich dachte, du kommst nicht mehr!“

Martin zwang sich zu einem Lächeln, das sich wie eine Maske anfühlte. „Doch, ich bin hier, Louise.“ Seine

Stimme war rau. Er legte ihr vorsichtig eine Hand auf den Kopf. Das war falsch. Alles war falsch. Aber er konnte sie in diesem Moment nicht enttäuschen.

Gemeinsam verließen sie das Gebäude. Louise hielt Martins Hand fest, ihre kleine Hand in seiner großen, eine Verbindung, die er nicht verstand. Ellen sah den beiden nach, wie sie Hand in Hand den Kiesweg entlanggingen, ihre Silhouetten kleiner werdend vor dem Hintergrund des alten Internatsgebäudes. In ihr stritten unterschiedliche Gefühle miteinander. Sie fand Louises Vater nicht nur rätselhaft, sondern, wie sie sich eingestehen musste, auch attraktiv.

Aber war er überhaupt der Vater? Sie hatte ihn während der Begegnung genauer beobachten können, und ihr erster Eindruck hatte sich verstärkt: Er schien ihr einfach nicht alt genug, um eine zwölfjährige Tochter zu haben, und er strahlte auch nicht die Selbstsicherheit eines erfolgreichen Geschäftsmanns aus, der sich ein Internat wie dieses leisten konnte.

Und doch hatte Louise ihn 'Papa' genannt – und sie musste doch schließlich wissen, wer ihr Vater war, oder? Aber da war dieser kleine Moment des Zögerns gewesen, als das Mädchen ihn gesehen hatte. So, als hätte sie eine Entscheidung fällen müssen. Und dazu seine Körperhaltung, als sie aufgesprungen war und ihn umarmt hatte. Das war nicht die eines liebenden

Vaters, der sich freut, seine Tochter wiederzusehen, sondern eher ein Zurückscheuen, als sei ihm diese Nähe zu viel.

Ellen wusste, dass etwas nicht stimmte. Aber was, das konnte sie nicht sagen.



## Kapitel 5

Der Park lag wie eine grüne Oase inmitten der Stadt, ein Ort, an dem das ferne Rauschen des Verkehrs zu einem gedämpften Summen wurde und die Luft nach feuchter Erde und frisch gemähtem Gras roch. Martin und Louise gingen den gewundenen Pfad entlang, ihre Schritte raschelten leise im Laub. Die Sonne brach durch das dichte Blätterdach der alten Bäume und malte tanzende Lichtflecken auf den Boden. Louise hielt Martins Hand, ihre kleine Hand fest und vertrauensvoll in seiner. Eine Verbindung, die für ihn noch immer ein Rätsel war.

„Warum hast du mich abgeholt?“, fragte Louise plötzlich. Ihre Stimme war leise, aber klar. Sie blickte zu ihm auf, ihre braunen Augen voller kindlicher Neugier.

Martin zuckte mit den Schultern. Was sollte er darauf antworten? Er wusste es ja selber nicht, was ihn dazu getrieben hatte, außer diesem unerklärlichen Gefühl, als er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Die Frage hing in der Luft, schwer und unbeantwortet. „Ich ... ich weiß nicht“, murmelte er schließlich, seine Stimme rau. Er war nicht gut im Lügen. Aber die Wahrheit – dass er sie am Flughafen für jemand anderen gehalten hatte, dass er sich an nichts erinnerte – wollte er nicht aussprechen,

denn sie hätte unweigerlich zu weiteren Fragen geführt, die er nicht beantworten konnte..

Louise nickte langsam, als hätte sie eine solche Antwort erwartet. Ein kleines Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Ich bin froh, dass du gekommen bist.“ Ihre Worte waren einfach, aber sie trafen Martin mit einer unerwarteten Wucht. Ein warmer Schauer lief ihm über den Rücken, ein Gefühl, das er lange nicht gekannt hatte.

„Warum bist *du* mitgekommen?“, fragte er.

„Weil ich spüren kann, dass du kein schlechter Mensch bist“, erwiderte sie. „Und weil ich keine Lust hatte, zwei Tage allein im Internat zu verbringen.“

„Hast du noch keine Freundinnen gefunden?“

„Doch, aber die sind beide an diesem Wochenende bei ihren Eltern.“

Martin bemerkte den traurigen Ausdruck, den ihr Gesicht bei diesen Worten annahm. Er blickte sich um, suchte nach einer Ablenkung. Sein Blick fiel auf einen mächtigen alten Eichenbaum, dessen Äste sich weit in den Himmel streckten. „Wetten, dass ich eher bei dem Baum bin als du?“, sagte er. Seine Stimme klang spielerischer, als er sich fühlte.

Louise lachte, ein helles, unbeschwertes Geräusch, das die Stille des Parks erfüllte. „Das werden wir ja sehen!“

Sie rannten los. Martin, dessen Körper sich noch immer an die Leichtigkeit erinnerte, die er einst auf dem Hochseil besessen hatte, spürte, wie sich seine Muskeln streckten. Louise, klein und flink, rannte neben ihm her, ihre Haare flogen im Wind. Für einen Moment vergaß Martin die Leere in seinem Kopf, die dunklen Schlagzeilen in der Zeitung, die Unsicherheit seiner Existenz. Es gab nur den Wind in seinen Ohren, das Lachen des Mädchens und das Ziel vor Augen.

Der Nachmittag verging wie im Flug. Sie genossen ein Eis, während sie auf einer Parkbank saßen und die Menschen beobachteten. Später mieteten sie ein kleines Ruderboot und ließen sich auf dem Teich treiben. Das Wasser glitzerte in der Sonne, Enten zogen ihre Kreise, und am Ufer spiegelten sich die Bäume. Martin ruderte, seine Bewegungen waren gleichmäßig, beruhigend. Louise lag ihm gegenüber auf dem Sitzbrett, ihre Füße baumelten über den Rand des Bootes, und sie erzählte von der Schule, von ihren Freundinnen, von kleinen Abenteuern.

Doch als Martin einmal tiefer ins Wasser blickte, überkam ihn ein seltsames Gefühl. Der Teich schien sich zu drehen, die Spiegelungen verschwammen, und ein Schwindel ergriff ihn. Sein Magen zog sich zusammen, und ein kalter Schweiß brach ihm aus. Er musste das Rudern einstellen.

„Was ist los, Martin?“, fragte Louise besorgt.

Martin schloss kurz die Augen, atmete tief ein. „Mir ist schwindlig“, antwortete er ehrlich. „Ich glaube, wir müssen wieder ans Ufer.“

Sie ruderten langsam zurück. Am Ufer angekommen, setzte Martin sich auf das Gras, seine Hände zitterten. Louise setzte sich neben ihn.

„Hast du Angst vor Wasser?“, fragte sie.

Martin schüttelte den Kopf. „Nein, nicht direkt vor Wasser. Aber ... vor Höhe. Und Tiefe. Wenn ich zu lange in die Tiefe sehe, wird mir schwindlig. Eine Art Höhenangst, glaube ich.“ Er hatte es Peter Petersen einmal so erklärt, und es schien die beste Beschreibung für dieses unbestimmte Grauen zu sein.

Louise nickte verständnisvoll. „Das ist nicht schlimm. Jeder hat mal Angst.“ Sie legte ihre kleine Hand auf seinen Arm, eine Geste des Trostes, die Martin überraschte.

Sie saßen noch lange im Gras, während die Sonne langsam tiefer sank und die Schatten länger wurden. Sie sprachen über alles Mögliche, über die Wolken, die wie Tiere am Himmel zogen, über die Geschichten, die Louise las, und über die Autos in Martins Werkstatt. Martin hörte ihr zu, lauschte ihrer klaren Stimme, die so unschuldig und rein war. In diesen Momenten vergaß er fast, dass er nicht der Mann war, für den sie ihn hielt.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Die Luft wurde kühler. Vor dem Internatstor blieben sie stehen. Louise drehte sich zu Martin um, ihre Augen suchten seine. Sie nahm seine Hände, ihre Finger verschränkten sich mit seinen.

„Kommst du wieder?“, fragte sie, ihre Stimme war leise, aber ihre Augen flehten.

Martin nickte stumm. Er konnte nichts anderes sagen. Er wusste nicht, ob er wiederkommen würde, ob er überhaupt durfte. Aber in diesem Moment, mit ihrer kleinen Hand in seiner und ihrem sehnsüchtigen Blick, konnte er ihr diese Hoffnung nicht nehmen.

Sie blickten sich wortlos an. Die Stille zwischen ihnen war erfüllt von unausgesprochenen Fragen und einem tiefen, unerklärlichen Band, das sie zu verbinden schien. Martin spürte, wie etwas in ihm erwachte, etwas Warmes und Unerwartetes, das er seit Langem nicht mehr gefühlt hatte.

Als Louise das Gebäude betrat, wurde sie bereits erwartet. Es war nicht Ellen, wie Louise gehofft hatte, sondern Frau Kornblum. Sie war bei allen Mädchen im Internat verhasst, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Frau Kornblum hasste die Schülerinnen ebenfalls und ließ keine Gelegenheit aus, ihnen das Leben schwer zu machen. Aber sie war eine entfernte Verwandte der

Internatsleiterin, und deshalb war es sinnlos, sich über sie zu beschweren.

„Etwas spät, junges Fräulein“, fuhr Frau Kornblum sie an.

Louise zuckte mit den Schultern. „Es ist doch noch hell“, protestierte sie.

„Hell oder nicht, alle Schülerinnen unter sechzehn müssen um achtzehn Uhr vom Ausgang zurück sein.“ Sie blickte demonstrativ auf ihre Armbanduhr. „Und jetzt ist es fünf nach sechs.“

„Da haben wir uns eben ein bisschen verspätet. Ist doch nicht schlimm, oder?“

„Was schlimm ist oder nicht, legen die Internatsregeln fest, Fräulein. Das sollte dein Vater eigentlich auch wissen“, fügte sie mit einer merkwürdigen Betonung des Wortes 'Vater' hinzu.

Louise verkniff sich die Widerworte. Wenn man im Internat herausbekam, dass Martin gar nicht ihr Vater war, dann würde sie nicht mehr die Wochenenden mit ihm verbringen können.

„Was stehst du da noch rum?“, fuhr Frau Kornblum sie an. „Wasch dir die Hände und dann geh zum Abendessen in den Speiseraum!“

Das ließ sich Louise nicht zweimal sagen. Doch sie hatte das Gefühl, dass von der alten Erzieherin noch Übles zu erwarten war.

## Kapitel 6

Die Dämmerung legte sich wie ein violettfarbener Schleier über die Stadt. Die Straßenlaternen sprangen eine nach der anderen an und warfen lange, zitternde Schatten auf den Gehweg. In einer kleinen, unscheinbaren Wohnstraße, deren Häuserfassaden sich dunkel gegen den schwindenden Himmel abhoben, stand ein Kiosk. Sein Fenster leuchtete warm und einladend, ein kleiner, bunter Fleck in der beginnenden Nacht.

Ein Mädchen, nicht viel älter als Louise, vielleicht zehn oder zwölf Jahre, stand davor. Ihr Haar war dunkel, zu zwei Zöpfen geflochten, die unter einer Mütze hervorlugten. Sie wirkte klein und schwächling, als sie eine Plastiktüte entgegennahm, die der Kioskbesitzer mit Flaschen gefüllt hatte. Das Gewicht der Tasche zog ihre Schultern nach unten, doch sie nickte tapfer, bezahlte und machte sich auf den Heimweg.

Die Straße war leer. Nur das ferne Geräusch eines Autos, das irgendwo in der Ferne vorbeifuhr, durchbrach die Stille. Das Mädchen ging langsam, die Tasche schlug bei jedem Schritt gegen ihr Bein und ließ die Flaschen darin leise klirren. Ihre Schritte hallten auf dem Asphalt, ein kleines, einsames Geräusch in der

zunehmenden Dunkelheit. Sie bog um eine Ecke, und die Straße wurde noch dunkler, gesäumt auf einer Seite von einer hohen Hecke und auf der anderen von bereits früh schlafenden Mietshäusern, deren Fenster wie blinde Augen in die Nacht blickten. Nur jede zweite oder dritte Straßenlaterne streute ihr trübes Licht auf die Straße, denn die Jugendlichen dieses Viertels machten sich einen Sport daraus, die Lichter mit Zwillen und Kieselsteinen abzuschießen.

Als das Mädchen sich einem Hauseingang näherte, der tief im Schatten lag, trat plötzlich eine Gestalt heraus. Ein Mann. Er bewegte sich lautlos und erschien ihr ebenfalls wie ein Schatten, der selbst auch nur aus Dunkelheit bestand. Sie zuckte zusammen, blieb stehen. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken, doch sie konnte nicht weglaufen. Ihre Füße waren wie angewurzelt.

Der Mann drehte sich leicht zur Seite, seine Hand hob sich. Auf seiner offenen Handfläche lag etwas, das im spärlichen Licht glitzerte. Etwas Kleines, Verlockendes. Das Mädchen schaute, ihre Augen weiteten sich, gefangen von dem, was sie sah. Ein Moment der Unsicherheit, des Zögerns.

Die Straße war noch immer leer. Kein Auto fuhr vorbei, kein Licht ging in den Häusern an. Nur das leise



Geräusch des Windes, der an den Häuserwänden und der Hecke entlangstrich.

Das Mädchen streckte langsam eine Hand aus.

Blitzschnell, mit einer unerwarteten Brutalität, packte der Mann das Kind und zerrte es in den dunklen Türeingang. Ein kurzer, erstickter Laut, dann war alles still. Die Plastiktüte mit den Flaschen fiel zu Boden, das Klirren zerbrach die Stille, rollende Flaschen prallten gegen die Hauswand.

Die Straße lag wieder in vollkommener Leere. Nur die zerbrochenen Flaschen am Boden zeugten davon, dass hier etwas geschehen war. Die Laternen warfen ihr schmutziges Licht auf den leeren Gehweg. Und die Dunkelheit schluckte jeden weiteren Laut.

## Kapitel 7

Das Café, in dem Martin und Louise saßen, war ein Ort der leisen Gespräche und des sanften Klirrens von Tassen. Der Duft von frischem Kaffee und Gebäck lag in der Luft, und das gedämpfte Licht der Lampen schuf eine warme Atmosphäre. Aber die Gemütlichkeit konnte die Anspannung, die Martin empfand, nicht ganz vertreiben. Er hatte den Brief, den er am Flughafen aus dem Papierkorb gefischt hatte, fest in der Hand. Seit Tagen hatte er ihn nun bei sich getragen, ein Geheimnis aus Tinte und Papier.

Louise saß ihm gegenüber, ihre Augen, die Martin immer mehr an Natascha erinnerten, an die er sich bis auf den Namen nicht erinnern konnte, blickten ihn erwartungsvoll an. Sie hatte von ihrer Woche im Internat erzählt, von einer neuen Freundin und einem schwierigen Mathetest. Doch Martin hatte nur halb zugehört. Sein Blick war immer wieder auf den Umschlag in seiner Hand gefallen.

„Louise“, begann Martin schließlich mit belegter Stimme. Er schob den Brief über den Tisch zu ihr. „Das ... das habe ich am Flughafen gefunden. Es ist von deinem Vater.“

Louise nahm den Umschlag, ihre kleinen Finger strichen über die Aufschrift „Louise“ und den

Absender „Bodo Riemann“. Ihr Lächeln verblasste, als sie den Brief öffnete und zu lesen begann. Martin beobachtete sie, wie ihr Gesichtsausdruck sich veränderte. Die anfängliche Neugier wich einer wachsenden Traurigkeit, die sich wie ein Schatten über ihre Züge legte. Ihre Augen wurden feucht, und eine Träne rollte langsam über ihre Wange, bevor sie auf das Papier tropfte.

Sie legte den Brief auf den Tisch, ihre Hand zitterte leicht. „Er ... er schreibt, dass er geschäftlich viel zu tun hat“, flüsterte sie. Ihre Stimme brach. „Und dass ich nicht darauf warten soll, dass er bald zurückkommt.“ Ein leises Schluchzen entwich ihr, und sie vergrub ihr Gesicht in den Händen.

Martin spürte einen Stich in der Brust. Er kannte diesen Schmerz, diese Leere, auch wenn er sie nicht zuordnen konnte. Er legte vorsichtig eine Hand auf ihren Arm, versuchte, sie zu trösten, obwohl er nicht wusste, wie. „Es ... es tut mir leid, Louise“, murmelte er. Was sollte er sagen? Er war nicht ihr Vater. Er war ein Fremder, der sich in eine Rolle gedrängt hatte, die er nicht ausfüllen konnte.

Louise hob den Kopf, ihre Augen waren rot und verquollen, aber in ihrem Blick lag eine neue Entschlossenheit. Sie wischte sich die Tränen weg und

sah Martin direkt an. „Du bist jetzt meine Familie“, sagte sie mit fester Stimme.

Martin zuckte zusammen. „Louise, ich ...“ Er wollte erklären, dass er selbst jemanden brauchte, jemanden, der ihm half, die Lücken in seiner Erinnerung zu füllen. Dass er nicht stark genug war, um für sie da zu sein. Dass er ein gebrochener Mann war.

Doch Louise ließ ihn nicht ausreden. Sie streckte ihre Hand aus und legte sie auf seine. Ihre kleine Hand war warm und fest. „Du bist für mich da“, sagte sie mit einer Überzeugung, die keine Widerrede zuließ. „Und ich für dich.“

In ihren Augen sah Martin eine Stärke, die er bei sich selbst vermisste. Eine unerschütterliche Loyalität, die keine Fragen stellte. Und in diesem Moment, in diesem kleinen Café, inmitten des Dufts von Kaffee und Gebäck, spürte Martin, wie etwas in ihm nachgab. Die Leere war immer noch da, aber sie war nicht mehr ganz so kalt.

Louise stand auf, kam um den Tisch herum und schlang ihre Arme um Martins Hals. Sie drückten sich aneinander, hielten sich fest. Martin spürte ihr kleines Herz gegen seine Brust schlagen, und zum ersten Mal seit Langem fühlte er sich nicht mehr ganz so allein. Er war nicht ihr Vater, das wusste er. Aber vielleicht war er jetzt ihre Familie. Und sie seine.

## Kapitel 8

Der vertraute Geruch von Öl und Metall umhüllte Martin wie eine zweite Haut. Er lag auf dem Rollbrett unter einem hochgebockten Land Rover, die Taschenlampe fest zwischen den Zähnen, während seine Hände geschickt an einer verrosteten Bremsleitung arbeiteten. Das leise Knistern des Schweißgeräts aus der hinteren Ecke der Werkstatt war das einzige Geräusch, das seine Konzentration störte. Hier, in der Dunkelheit unter dem Wagen, fand er eine seltsame Geborgenheit. Die Welt da draußen, mit ihren verwirrenden Erinnerungsfetzen und den ungelösten Fragen, schien weit weg.

„Martin!“, hallte Petersens Stimme plötzlich durch die Werkstatt. „Könntest du mal kurz herkommen? Eine Kundin bräuchte deine Hilfe.“

Martin stieß ein genervtes Geräusch aus. Er war kurz davor, die Leitung zu lösen. Aber Peter war der Chef. Er schob sich fluchend unter dem Wagen hervor, wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und stand auf. Seine Arbeitskleidung war fleckig von Öl und Schmutz, seine Hände waren schwarz.

Er drehte sich um und erstarrte.

Am Eingang der Werkstatt stand Ellen Kaiser. Die Erzieherin aus dem Internat, in dem Louise lebte. Ihre

Augen, die Martin schon im Internat als so wach empfunden hatte, blickten ihn direkt an. Ein Ausdruck von Überraschung, dann von Erkennen, huschte über ihr Gesicht.

Martin spürte, wie ihm das Blut in den Adern gefror. Er war ertappt. Der Schwindel, den er manchmal empfand, überkam ihn, obwohl er fest auf dem Boden stand. Er wusste, dass sie ihn erkannt hatte.

Ellen Kaiser sagte kein Wort. Sie nickte nur leicht, ein kaum merkliches Nicken, das aber alles sagte. Sie war hier, und sie hatte ihn durchschaut.

„Was ist denn genau das Problem?“, fragte Petersen, der die Spannung zwischen den beiden nicht zu bemerken schien. „Martin ist unser Spezialist für alles, was mit Mini zu tun hat.“

Ellen löste ihren Blick von Martin und wandte sich Petersen zu. „Er macht so seltsame Geräusche beim Anfahren. Ich dachte, Sie könnten mal einen Blick darauf werfen.“

„Aber sicher doch“, sagte Petersen jovial. „Martin, du bist genau der richtige Mann dafür.“

Martin zwang sich zu einem Nicken. Er ging nach draußen, wo ein leuchtend roter Mini Cooper parkte. Er beugte sich über die Motorhaube, seine Hände griffen nach dem Hebel, um sie zu öffnen. Er spürte Ellen Kaisers Blick auf sich.

„Sie sind nicht der Vater“, sagte sie. Ihre Stimme war leise, aber fest. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Martins Hände zitterten leicht. Er kroch förmlich in sich hinein, seine Schultern zogen sich zusammen, als wollte er unsichtbar werden. Er konnte nichts antworten. Die Worte blieben ihm im Hals stecken, ein Kloß aus Scham und Angst. Er war entlarvt. Was würde sie tun? Würde sie ihn melden? Würde sie Louise von ihm fernhalten?

Ellen trat näher, ihre Stimme wurde noch leiser, fast ein Flüstern. „Ich habe Sie im Internat gesehen. Ich habe gesehen, wie Louise Sie ansieht. Und ich habe gesehen, wie gut Ihre Besuche ihr tun.“ Sie machte eine kurze Pause. „Ich werde nichts verraten.“

Martin hob den Kopf, seine Augen trafen ihre. Er sah keine Verurteilung darin, nur eine seltsame Mischung aus Verständnis und – ja, aus was? Das sollte er sofort erfahren.

„Aber“, fuhr sie fort, und ein kleines Lächeln spielte um ihre Lippen, „als Gegenleistung müssen Sie mit mir ausgehen.“

Martin blinzelte. Er hatte alles erwartet, nur das nicht. Ein Date? Mit der Erzieherin von Louise? Sein Verstand ratterte, versuchte, die Situation zu erfassen.

Er war ein Mann ohne Vergangenheit, ein Mann, der sich an nichts erinnerte. Und jetzt das.

Er zögerte. Gab es einen Ausweg? Aber das würde vielleicht bedeuten, Louise zu verlieren. Das konnte er nicht zulassen. Nicht jetzt, wo er sie gefunden hatte.

„Einverstanden“, sagte er schließlich, seine Stimme ebenfalls kaum mehr als ein Hauch. Und dann nochmal, lauter: „Einverstanden.“

Ellen Kaiser nickte zufrieden. „Gut. Dann schauen Sie sich jetzt meinen Mini an. Wie lange dauert es, was denken Sie? Ich gehe so lange einen Kaffee trinken und überlege mir dabei, wann es für mich passt mit einem Treffen. Wir können das dann festmachen, wenn ich meinen Wagen abhole.“ Sie drehte sich um und ging in Richtung Stadtzentrum, noch immer ein leichtes Lächeln auf den Lippen.

Martin blieb allein vor dem roten Mini zurück. Er blickte auf seine ölverschmierten Hände, dann auf die glänzende Motorhaube. So schmutzig wie seine Hände – war er das auch? Er war nicht der Vater. Er war ein Betrüger. Und sie war wie der glänzende Lack des Wagens und hatte ihn gerade zu einem Date gedrängt – aber weshalb? Das Leben, das er nicht kannte, wurde immer komplizierter.



Nachdem Ellen die Werkstatt verlassen hatte, dauerte es fast fünf Minuten, bis sich ihr Herzschlag wieder beruhigt hatte. Sie atmete tief durch. Was war das für ein Gefühl, das dieser Mann in ihr auslöste? Er war ein Betrüger, das stand fest. Er gab sich für etwas aus, das er nicht war. Warum deckte sie ihn und meldete das nicht sofort der Internatsdirektorin? Warum ließ sie einen Mann, den sie nicht einmal kannte, mit einer zwölfjährigen Schülerin alleine ausgehen?

Andererseits war sie sich sicher, dass Martin kein schlechter Mensch war. Er hütete ein Geheimnis, das spürte sie, und ohne es zu wollen brachte er ihre sonst so geordnete Gedankenwelt durcheinander. Das war ein Gefühl, das sie so noch nie gekannt hat und das sie sowohl faszinierte als auch beunruhigte.

Martin war anders als die Männer, denen sie bisher begegnet war. Er war nicht laut, nicht aufdringlich, eher unsicher, fast ein wenig orientierungslos. War das die Erzieherin in ihr, die sich seiner annehmen wollte? Das war ihr schon einmal passiert, und es hatte kein gutes Ende genommen. Sie suchte keinen weiteren Schützling, sondern jemand, der ihr ebenbürtig war, wenn auch auf seine ganz eigene Weise.

Ja, sie hatte eine gewisse Ernsthaftigkeit, wenn nicht sogar Strenge, in ihrem Charakter. Das lag zu einem

guten Teil sicher an ihrem Elternhaus. Ihre Eltern waren beide Lehrer an einer öffentlichen Schule in einer Kleinstadt. Sie legten großen Wert auf Bildung, Disziplin und Empathie. Ellen war das jüngste von drei Kindern und wurde von ihren älteren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, oft mit Zuneigung, aber auch mit einer gewissen Erwartungshaltung konfrontiert. Das Familienleben war geprägt von intellektuellen Gesprächen am Esstisch, gemeinsamer Gartenarbeit und dem Respekt vor harter Arbeit. Es gab wenig Luxus, aber immer genug Liebe und Unterstützung.

Heute war ihr Leben nicht mehr so klar und wohlgeordnet. Aber dank ihrer Erziehung hatte sie sich eine gute Struktur schaffen können, mit der sie sich wohlfühlte und die ihr den Halt gab, den sie früher von den Eltern und Geschwistern erfahren hatte.

Und jetzt? War sie jetzt nicht gerade in Gefahr, sich in etwas zu verstricken, das sie nicht kontrollieren konnte? Sie spürte, dass Martin in der Lage war, ihre Mauern zu durchbrechen. Nicht er selbst vielleicht, aber die Wirkung, die er auf sie hatte. Das bewies schon der Regelverstoß, den sie begangen hatte, als sie ihn nicht meldete. Was mochte noch alles folgen?

Und warum hatte sie sich überhaupt mit ihm verabredet? Was erwartete sie denn von ihm? Das

wusste sie nicht zu sagen. Noch nicht, so hoffte sie. Im schlimmsten Fall verschwendete sie zwei Stunden auf ein Treffen, und da sie sowieso keine großen Verpflichtungen neben ihrer Arbeit hatte, konnte sie das gut verschmerzen.

Also konnte eigentlich nicht passieren, oder?

## Kapitel 9

In den nüchternen Gängen der Kriminalpolizei der Stadt herrschte organisiertes Chaos. Das sonst so routinierte Summen der Behörde war einem fieberhaften, fast panischen Eifer gewichen. Das kalte Licht der LED-Röhren an der Zimmerdecke und der aufgeklappten Laptop-Bildschirme flackerte unbarmherzig über die Gesichter der Ermittler, die sich in einem provisorisch eingerichteten Ermittlungsbüro drängten. Überall lagen Aktenstapel und verknüllte Notizzettel, nur unterbrochen von leeren Kaffeebechern. Die Luft war dick vom Geruch kalten Kaffees, überhitzter Computer und verschwitzter Körper. Eine Sonderkommission war eingerichtet worden. Drei Kinder. Drei Opfer. Und noch kein Hinweis auf den Täter.

Im Zentrum dieses Chaos stand Oberkommissar Philipp von Zanten. Er war ein Mann in den späten Dreißigern, dessen scharfe Gesichtszüge und der stets wache Blick seine unerbittliche Entschlossenheit verrieten. Von Zanten war ehrgeizig, das wusste jeder. Und er war es gewohnt, Ergebnisse zu liefern. Doch diesmal schien der Fall sich ihm zu entziehen wie Rauch zwischen den Fingern. Er stand vor einer großen Whiteboard-Tafel, auf der Fotos der Opfer und

komplizierte Diagramme mit Pfeilen und Notizen prangten, die ins Leere liefen.

„Also?“, bellte von Zanten in den Raum, seine Stimme war scharf wie ein Peitschenhieb. Er fuhr sich mit der Hand durch sein dunkles, kurz geschnittenes Haar. „Wir haben ein drittes Kind verloren. Ein drittes! Und was haben wir? Nichts Konkretes! Keine Spuren, keine Zeugen, keine Motive, die Sinn ergeben!“

„Das ist ein Verrückter, der braucht keine Motive“, sagte junger Beamter mit zerknittertem Hemd und Schweißflecken unter den Achseln.

Von Zanten fuhr herum. „Lassen wir uns jetzt von der Boulevardpresse unsere Einschätzungen diktieren?“, fragte er schneidend. „Oder machen wir uns noch die Mühe, selbst nachzudenken?“

Der junge Mann zuckte zusammen, gab aber nicht sofort klein bei. „Wer kleine Kinder umbringt, muss doch einen an der Marmel haben. Einen rationalen Grund dafür gibt es nicht.“

„Sie sind noch neu hier, Kollege“, sagte von Zanten und nahm den scharfen Ton aus seiner Stimme. „Ob der Täter einen rationalen oder irrationalen Grund hat, ist unerheblich. Entscheidend ist, dass *jeder* Täter einen Grund dafür hat, das zu tun, was er tut. Erklären Sie’s ihm, Tremmler.“

Die Frau neben ihm blickte von ihrem Laptop auf. Sie war etwa vierzig Jahre alt, mit einem offenen, freundlichen Gesicht. „Auch jemand, der, wie Sie sagen, ‘einen an der Marmel’ hat, handelt nicht ohne Motiv. Vielleicht hört er Stimmen, die ihm befehlen, Kinder zu töten. Vielleicht hat er, weil irgendetwas Traumatisches in seinem Leben vorgefallen ist, einen Hass auf kleine Kinder. Vielleicht ist er im wirklichen Leben ein unterdrückter Feigling, der seine Rachefantasien an Wehrlosen auslebt. Oder er ist ein Pädophiler. Oder, oder oder.“

„Und wie hilft uns das weiter?“, fragte der junge Beamte.

„Durch eine Eingrenzung seines Motivs können wir auch die Zahl möglicher Verdächtiger eingrenzen. Hört er Stimmen? Dann prüfen wir, wer in den letzten Monaten deshalb psychiatrisch behandelt wurde. Ist er pädophil? Dann nehmen wir uns die einschlägig Vorbestraften und Verdächtigen vor. Und haben wir gar keinen Hinweis, machen wir alles auf einmal.“

„Genug Nachhilfe!“, unterbrach sie von Zanten. Er wandte sich an seine Mitarbeiter, die vor ihren Laptops saßen oder an den Wänden lehnten, ihre Gesichter müde und angespannt. „Fassen wir nochmal zusammen. Was wissen wir bisher? Was haben wir übersehen?“

Michael Schimmel, von Zantens rechte Hand und wenige Jahre jünger als er, trat neben ihn. „Vor zwei Wochen wurde die erste Leiche gefunden. Ein Mädchen, zehn Jahre alt. Verena Glock. Nachmittags vom Spielplatz verschwunden, niemand hat etwas gesehen. Vor einer Woche das zweite Opfer: Hanna Lehmann. Zwölf Jahre alt, kam vom Klavierunterricht zurück. Und jetzt Nummer drei: Babette Heller. Ebenfalls zwölf Jahre alt, ging abends vom Kiosk nach Hause zurück.“

Schimmel räusperte sich, nahm einen Schluck aus der Wasserflasche, die vor ihm auf dem Tisch stand. „Welche Gemeinsamkeiten gibt es? Alle Opfer sind zwischen zehn und zwölf Jahre alt. Es gibt nie Zeugen. Der Täter vergeht sich nicht sexuell an den Mädchen. Alle Opfer wurden erwürgt. Der Täter wickelt die Leichen in Plastikfolie ein und legt sie an unterschiedlichen Stellen der Stadt ab, so als wolle er, dass sie gefunden werden.“

Schimmel hob einen Finger in die Höhe. „Das lässt einen möglichen Schluss zu: Da die Leichen an anderen Orten gefunden wurden als in der Nähe der Tatorte, scheint der Täter über ein Auto zu verfügen. Und damit enden die Gemeinsamkeiten schon. Es gibt keine weiteren Verbindungen zwischen den Mädchen: Unterschiedliche Größe, unterschiedliche Haarfarbe,

unterschiedliche Stadtviertel, unterschiedlicher sozialer Hintergrund. Der eine Vater ist Hilfsarbeiter, der andere Studienrat. Der eine schickt seine Tochter nachts zum Bierholen zum Kiosk, der andere nachmittags zum Klavierunterricht. Die Familien kennen sich nicht, die Kinder gingen auf unterschiedliche Schulen, waren nicht im selben Verein. Kurz, sie hatten nie etwas miteinander zu tun. Und auch die Forensik hilft uns nicht weiter. Es gibt keine DNA an den Opfern, keine Haare, keine Flusen, keine Körperschuppen. Wir können allerdings davon ausgehen, dass der Täter weiß, was er tut und sich entsprechend vorbereitet, was auf eine gewisse Intelligenz und sorgfältige Planung hindeutet.“

„Vielen Dank, Michael.“ Von Zanten ergriff wieder das Wort. „Ich habe nicht vor, noch weitere Morde abzuwarten, bis wir endlich eine verwertbare Spur haben. Deshalb habe ich eine Liste aller Männer angefordert, die in dieser Stadt wohnen und in den letzten fünf Jahren psychiatrisch behandelt wurden. Liegt sie inzwischen vor?“

Eine junge Polizistin räusperte sich. „Chef, die Daten sind nicht zentral gespeichert. Wir müssen für jede Quelle eine eigene richterliche Anordnung beantragen. Das dauert.“



„Dauert?“ Von Zantens Augen verengten sich. „Wir haben keine Zeit für ‚dauert‘! Jede Stunde, die wir verlieren, ist eine Stunde, in der dieser ... dieser Abschaum ein weiteres Leben zerstören kann! Ich will Ergebnisse, und zwar schnell! Was ist mit den Zeugenaussagen? Gibt es irgendetwas Neues vom letzten Opfer? Irgendwas, das uns weiterbringt?“

Eine andere Beamtin, die an einem Laptop saß, hob die Hand. „Wir haben eine erste mögliche Täterbeschreibung, Chef. Der Besitzer des Kiosks, an dem das letzte Opfer kurz vor seinem Verschwinden einkaufte, hat einen Mann gesehen.“

Von Zantens Blick schnellte zu ihr. „Und? Was hat er gesehen? Jedes Detail zählt!“

„Er hat ihn nur von hinten gesehen“, fuhr die Beamtin fort. Ihre Stimme war sachlich, aber man spürte ihre Enttäuschung. „Aber er konnte ein paar Merkmale nennen. Groß. Dunkle Jacke. Haarfarbe ein dunkles Braun. Und ...“ Sie zögerte kurz. „Dem Kioskbesitzer schien es ein junger Mann zu sein.“

Von Zanten stieß die Luft aus. Groß. Dunkle Jacke. Dunkelbraune Haare. Jung. Eine Beschreibung, die auf Hunderte, vielleicht Tausende von Männern in dieser Stadt zutraf. Er schlug frustriert mit der Faust auf das Whiteboard, dass die Stifte darauf klapperten. Die Gesichter der Opfer blickten ihn stumm an.

„Das ist alles?“, fragte er. Seine Stimme war nun leiser, aber die Wut schwelte darunter. „Das ist alles, was wir haben? Eine vage Beschreibung, die uns keinen Schritt weiterbringt?“

Die Stille im Büro war erdrückend. Jeder wusste, dass von Zanten Recht hatte. Sie waren am Ende. Und irgendwo da draußen war ein Mörder, der vielleicht schon sein nächstes Opfer suchte. Philipp von Zanten blickte wieder auf die Tafel, seine Augen hafteten auf den leeren Feldern, die eigentlich mit Antworten gefüllt sein sollten. Die Zeit lief ab. Und er hatte keine Ahnung, wo er anfangen sollte zu suchen.

## Kapitel 10

Der Geruch von geschmolzenem Käse, würzigem Oregano und frischem Hefeteig empfing Martin, als er die kleine Pizzeria betrat. Das Licht war warm und gedämpft, und das Gemurmel der Gäste, das Klappern von Besteck und das leise Zischen der Espressomaschine schufen eine lebhaft, aber angenehme Atmosphäre. Ellen Kaiser saß bereits an einem kleinen Tisch in einer Nische, ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Sie trug eine schlichte Bluse und Jeans und sah, wie Martin fand, einfach nur gut aus.

Und sofort spürte er wieder die Anspannung in sich aufsteigen. Dieses Treffen war erzwungen, eine Art Erpressung, auch wenn Ellen es charmant verpackt hatte. Er war sich unsicher, was er sagen oder tun sollte. Seine Hände, die noch immer nach Öl rochen, auch wenn er sie geschrubbt hatte, fühlten sich plötzlich riesig und unbeholfen an. Er ging auf den Tisch zu, zog einen Stuhl zurück und setzte sich ihr gegenüber.

„Hallo, Martin“, sagte Ellen. Ihr Lächeln wurde breiter. „Schön, dass Sie gekommen sind. Ich hoffe, mein Ansinnen war nicht allzu aufdringlich.“

Martin schüttelte leicht den Kopf. Es war eher ein steifes Hin- und Herschwenken, so verspannt wie er

war. „Nein. Alles gut.“ Er wich ihrem Blick aus, seine Augen wanderten durch den Raum, hefteten sich an ein Poster mit einem Vesuv-Motiv.

„Sie müssen sich nicht unwohl fühlen“, sagte Ellen. „Ich beiße nicht. Und ich bin auch nicht hier, um Sie zu verurteilen.“ Sie machte eine kurze Pause. „Ich bin hier, weil ich verstehen möchte. Und weil ich neugierig bin. Und, seien Sie ehrlich: Wären Sie freiwillig hergekommen?“

Martin spielte nervös mit seinen Fingern herum. „Nein, wahrscheinlich nicht“, erwiderte er zögernd. „Und ich finde es auch nicht gut, wie Sie mich erpresst haben.“

Ellen wusste schon vor seinem Eintreffen, dass sie damit einen Fehler gemacht hatte. „Ich weiß“, sagte sie und schlug die Augen nieder. „Ich bin zu weit gegangen. Natürlich würde ich Sie niemals verraten, das müssen Sie mir glauben.“

Sie sah Martin fast flehentlich an.

Er schwieg einen Moment, dann nickte er unmerklich. „Schon gut.“

Ein junger Mann mit einem Notizblock trat zu ihnen an den Tisch, so als wolle er eine angespannte Situation bewusst entschärfen. Sicher hatte er Erfahrung mit solchen Momenten, dachte Ellen. Das muss er bestimmt mehrmals in der Woche erleben.

„Haben Sie schon gewählt?“, fragte der Kellner.

Martin blätterte hastig in der Speisekarte, seine Augen überflogen die Namen der Pizzen, ohne wirklich etwas zu sehen. „Ähm ... ich nehme eine Quattro Stagioni“, sagte er schließlich, die einfachste Wahl.

Ellen hatte die Karte nicht berührt. „Für mich auch, bitte. Und eine große Flasche Wasser für uns beide.“

Der Kellner nickte und verschwand. Eine unangenehme Stille breitete sich aus. Martin spürte, wie Ellen ihn beobachtete, und das Gefühl, unter einem Mikroskop zu liegen, ließ ihn sich noch ungelener fühlen.

„Also“, begann Ellen wieder. Ihre Stimme war nun direkter. „Schleichen wir nicht um den Busch herum. Was ist Ihre Beziehung zu Louise? Sie haben sich als ihr Vater ausgegeben.“

Martin atmete tief ein. Er hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde. Er sah sie an, seine Augen waren leer. „Ich ... ich weiß es nicht“, flüsterte er mehr als dass er sprach. „Ich weiß nicht, was mich zu ihr hinzieht.“ Er rieb sich über die Stirn. „Ich hatte einen Unfall. Ich erinnere mich an nichts vor diesem Unfall. Nichts.“

Ellen nickte langsam. „Ich weiß. Petersen hat mir das erzählt. Er hat mir auch gesagt, dass Sie seitdem bei ihm arbeiten.“

„Ja“, sagte Martin. „Die Autos ... sie sind das Einzige, was Sinn ergibt. Das Einzige, was ich noch kann.“ Er sah wieder auf seine Hände, die so viel wussten, aber nichts erzählen konnten. „Als ich Louise am Flughafen gesehen habe ... da war etwas. Ein Gefühl. Als hätte es etwas mit mir und meiner Vergangenheit zu tun. Etwas, an das ich mich nicht erinnere.“ Er hob den Blick und sah Ellen direkt an. „Ich habe nur das Gefühl, dass sie ... dass sie wichtig ist. Für mich.“

Der Kellner brachte das Wasser und zwei Gläser. Die kleine Unterbrechung gab Martin eine kurze Atempause. Er goss sich ein Glas ein und trank es fast in einem Zug leer.

„Sie haben vorhin vom Flughafen gesprochen“, nahm Ellen den Gesprächsfaden wieder auf. „Was haben Sie da gemacht?“

Martin berichtete stockend von seinen Abenden im Terminal, während Ellen aufmerksam zuhörte. „Ja, das kann ich verstehen“, sagte sie, als er geendet hatte. „Man ist gleichzeitig für sich und trotzdem in Gesellschaft.“

Martin nickte. „Es ist anonym. So, wie ich auch anonym bin. Ein Mensch ohne Geschichte und ohne Bindungen. Bis Louise auftauchte.“

„Ich verstehe. Ist es vielleicht möglich dass Sie sie oder ihre Eltern kennen, sich nur nicht an sie erinnern können?“

Martin schüttelte den Kopf. „Nein. Ich wünschte, ich könnte. Aber da ist nichts. Nur diese Leere. Und dann diese ... diese Ahnung, wenn ich sie sehe. Die aber nichts mit ihrer Person zu tun hat. Ich spüre nur, dass sie irgendetwas tief in mir berührt, an das ich nicht herankommen kann.“

„Aber das ist ja kein Grund, dann direkt ihren Vater zu spielen.“

„Ich ... ich wollte sie nicht enttäuschen“, sagte Martin. „Sie war so froh, mich zu sehen. Und sie hat niemanden. Ihr Vater ... er hat sie einfach im Stich gelassen. Ich konnte sie nicht auch noch fallen lassen.“ Er spürte, wie sich seine Anspannung langsam löste. Ellen hörte zu, sie verurteilte ihn nicht. Sie verstand ihn.

„Lange wird das sowieso nicht gutgehen“, sagte sie. „Die anderen Erzieherinnen werden schon misstrauisch.“ Sie machte eine kleine Pause. „Du solltest dich also schon mal an den Gedanken gewöhnen, sie nicht mehr zu sehen.“

Ellen stockte. Ganz automatisch war sie ins „du“ gerutscht. Es kam ihr viel natürlicher vor, schließlich teilten sie ein Geheimnis miteinander.

Martin nahm es hin, so wie er alles hinzunehmen schien. „Ich weiß“, sagte er. „Ich habe mir schon den Kopf zermartert, aber es scheint keinen Weg zu geben, die Situation so aufzulösen, dass alle gut damit leben können.“

Ellen nickte nachdenklich. „Ja, ich befürchte auch, dass am Ende Louise die Leidtragende sein wird.“

Die Pizzen kamen, dampfend heiß und duftend. Martin nahm ein Stück, der Käse zog Fäden. Er aß langsam, schmeckte den würzigen Belag kaum.

„Sie ist ein tapferes Mädchen“, sagte Ellen, während sie ihr Stück Pizza schnitt. „Und sie braucht jemanden. Es ist gut, dass du da bist.“

Martin nickte. „Sie hat gesagt, ich sei ihre Familie. Und sie meine.“ Er sah Ellen an, ein kleines, echtes Lächeln huschte über sein Gesicht. „Das ist... neu für mich. Alles ist neu.“

Langsam aßen sie ihre Pizzen. Ellen dachte daran, wie selbstverständlich es für sie war, eine liebevolle Familie zu haben. Sie erzählte Martin ein wenig von ihrem Elternhaus und wie sie Erzieherin geworden war.

„Und hast du vor, das als Beruf weiterzumachen?“, fragte er.

„Ich überlege gerade, ob ich noch ein Studium in Sonderpädagogik oder Psychologie zu machen“,



erwiderte sie. „Die Mädchen im Internat sind alle ziemlich privilegiert, sonst könnten sich ihre Eltern das nicht leisten. Sie haben natürlich trotzdem alle ihre Nöte und Probleme, und ich finde es schon gut, ihnen dabei helfen zu können. Aber eigentlich möchte ich auf Dauer eher mit wirklich benachteiligten Jugendlichen arbeiten.“

„Da kannst du ja bei mir schonmal üben.“ Martin hatte den Satz kaum ausgesprochen, da wusste er, es war ein Fehler. Es sollte ein Scherz sein, aber er sah ihrem Gesicht an, dass sie es nicht so verstanden hatte.

„Ich bin nicht hier, weil ich dich therapieren will“, sagte sie. „Wenn du das so siehst ...“

„Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint.“ Martin hob entschuldigend die Hände. „Es sollte ein Witz sein! Aber der ist mir wohl völlig misslungen.“

Ellen sah ihn scharf an, dann entspannten sich ihre Züge. „Okay. Vielleicht bin ich auch nur überempfindlich. Erzähl du doch mal von dir. Wie bist du zu den Autos gekommen?“

Martin zog die Schultern hoch. „Wo ich das gelernt habe, daran erinnere ich mich nicht. Aber als ich aus der Klinik zu Peter Petersen kam, hatte ich es einfach drauf. Vielleicht war ich in meinem früheren Leben ja Automechaniker.“

„Das verstehe ich sowieso nicht“, sagte Ellen.  
„Wussten die Ärzte in der Klinik nicht, was mit dir passiert war?“

Martin schüttelte den Kopf. „Man hat mich vor der Tür der Notaufnahme gefunden. Jemand muss mich da abgelegt haben und dann abgehauen sein. Ich hatte Dutzende von Knochenbrüchen und ein schweres Schädeltrauma, so wie nach einem Sturz. Aber Genaueres ließ sich nicht herausfinden. Ausweispapiere hatte ich auch nicht bei mir, und ein DNA-Test hat auch kein Ergebnis gebracht. Also bin ich als Martin neu geboren worden.“

„Und es kamen auch keine Verwandten oder Freunde, um dich zu besuchen? Petersen zum Beispiel?“

„Peter kannte mich vorher nicht. Er ist mit einem der Ärzte in der Klinik befreundet, und der hat ihm von mir erzählt. Er ist dann mal zum Besuch gekommen, und so haben wir uns kennengelernt. Er hat mir seine Werkstatt gezeigt, und da war es auf einmal, als wüssten meine Hände von sich aus, was sie tun mussten. So haben wir festgestellt, dass ich offenbar eine Menge über Autotechnik weiß.“

„Ohne zu wissen, woher du das weißt.“

Martin nickte. „Manchmal, wenn ich an einem Motor arbeite, dann blitzt für den Bruchteil einer Sekunde ein

Bild in meinem Kopf auf, von einem anderen Motor, an dem ich gerade arbeite. Aber leider nichts, was mir hilft, mich zu erinnern.“

Sie unterhielten sich noch eine Weile. Martin sprach offener, als er es seit dem Unfall getan hatte. Das Unbehagen, das er anfangs empfunden hatte, war im Laufe des Abends verschwunden. Ellen hörte zu, stellte kluge Fragen, und ihre Anwesenheit war nicht mehr bedrohlich, sondern beruhigend.

Als der Abend zu Ende ging und sie die Pizzeria verließen, war die Luft kühler geworden. Die Straßenlaternen warfen lange Schatten. Vor dem Eingang blieben sie stehen.

„Vielen Dank für den Abend, Martin“, sagte Ellen, ihr Lächeln war warm. „Es war sehr schön und sehr ... aufschlussreich.“

Martin nickte. „Ich danke dir auch, Ellen. Es war ... gut.“

Ellen trat einen Schritt näher. Sie hob die Hand und legte sie sanft auf seine Wange.

„Ich fände es schön, wenn wir uns wiedersehen“, sagte sie. „Und das nicht nur samstags im Internat.“

Dann drehte sie sich um und ging. Ihre Schritte hallten leise auf dem Bürgersteig. Martin blieb stehen, seine Hand auf der Wange, wo ihre Lippen ihn berührt hatten. Die Kälte der Nacht schien ihn nicht zu

berühren. Etwas hatte sich verändert. Die Leere in seinem Kopf war noch da, aber sie war nicht mehr ganz so dominant. Und die Welt da draußen, die ihm so fremd gewesen war, schien plötzlich ein kleines Stück weniger bedrohlich.

## Kapitel 11

Die Luft im Büro der Sonderkommission war noch immer stickig und schwer, doch eine neue, fiebrige Energie hatte sich breitgemacht. Philipp von Zanten stand nicht mehr vor dem Whiteboard, sondern lehnte sich über einen großen Tisch, auf dem sich Ausdrucke türmten. Vor ihm saß ein junger Beamter, dessen Finger über die Tastatur tanzten. Es war die Liste. Die verfluchte, viel zu lange Liste. Männer, die in den letzten fünf Jahren in der Stadt psychiatrisch behandelt worden waren. Hunderte von Namen. Eine Nadel im Heuhaufen, aber es war der einzige Heuhaufen, den sie hatten.

„Also, Gruber“, sagte von Zanten mit gepresster, aber kontrollierter Stimme. „Wieso dauert das so lange mit der Eingrenzung der Daten?“

Gruber, ein blasser Mann mit einer randlosen Brille, die auf seiner Nase umherrutschte, blickte von der Tastatur auf. „Die Daten stammen aus unterschiedlichen Quellen und sind unterschiedlich formatiert. Wir mussten sie erst vereinheitlichen, das kostet Zeit.“

„Dann können wir ja jetzt anfangen“, meinte von Zanten sarkastisch. Seine Finger trommelten leise auf der Tischplatte. „Zuerst: Alle, die in den letzten fünf

Jahren verstorben sind. Raus. Sofort. Todesregister abgleichen.“

„Wird gemacht“, murmelte Gruber, seine Finger flogen über die Tasten. Ein paar Sekunden später leuchtete eine Zahl auf dem Bildschirm auf. „Erledigt. Reduzierung um 8,7 Prozent.“

„Immer noch zu viel“, sagte von Zanten. „Als Nächstes: alle, die in den letzten drei Jahren ihren Wohnsitz aus dem Stadtgebiet raus verlegt haben. Auch raus. Wir suchen hier, nicht in der nächsten Großstadt.“

Gruber tippte erneut. Die Zahlen auf dem Bildschirm purzelten. „Verstanden. Adressdaten abgeglichen. Weitere 12,3 Prozent eliminiert.“

Von Zanten beugte sich näher heran, seine Augen fixierten den Bildschirm. „Und jetzt das Alter. Der Kioskbesitzer sprach von einem ‚jungen Mann‘. Das ist vage, ich weiß. Aber wir müssen irgendwo anfangen. Alles über ... sagen wir, 45 Jahre. Raus.“

Gruber zögerte kurz. „Kommissar, das ist eine große Spanne. ‚Jung‘ kann auch unter 30 sein. Oder 35.“

„Ich weiß, Gruber!“ Von Zantens Stimme wurde schärfer. „Aber wir haben keine Zeit für Nuancen! Wenn wir jetzt nicht radikal vorgehen, haben wir in ein paar Tagen das nächste Opfer. Und dann erkläre ich das

nicht Ihnen, sondern den Eltern! Also: 45 und älter – raus! Und zwar sofort!“

Gruber nickte hastig, seine Finger flogen noch schneller. Der Computer surrte leise. Die Zahlen auf dem Bildschirm schrumpften dramatisch. „Erledigt, Kommissar. Das hat die Liste... erheblich verkürzt.“

Von Zanten nickte, ein Ausdruck von grimmiger Zufriedenheit auf seinem Gesicht. „Wie viele bleiben übrig?“

„Noch ... 187“, sagte Gruber.

„187“, wiederholte von Zanten. Die Zahl war immer noch viel zu hoch.

„Na gut“, sagte er. Versuchen Sie’s mal mit allen unter 35.“

Jetzt blieben nur noch knapp unter fünfzig Männer übrig. Besser als hunderte, dachte von Zanten. Er richtete sich auf, seine Augen wanderten durch das Büro, wo seine Mitarbeiter bereits auf seine nächsten Anweisungen warteten.

Er klatschte in die Hände. „Ich will, dass jeder dieser Männer noch heute besucht und befragt wird. Diskret, aber gründlich. Ich will wissen, wo sie waren, was sie tun, ob sie Alibis haben. Und ich will wissen, ob irgendjemand von ihnen in das Täterprofil passt, das wir haben. Groß, dunkle Jacke, dunkle Haare, jung.

Und vor allem: ob sie eine Verbindung zu den Opfern haben könnten.“

Die Gesichter seiner Leute verzogen sich. Sie wussten, was das bedeutete. Eine Mammutaufgabe, die bis tief in die Nacht dauern würde, vielleicht bis in den nächsten Morgen. Aber die Dringlichkeit war allen klar. Die Angst, die in der Stadt grassierte, war auch in diesem Büro präsent. Auch hier gab es Männer und Frauen, die Kinder in der Altersgruppe der Opfer hatten.

„Los, los! Keine Zeit verlieren!“, rief von Zanten. Seine Stimme hallte in dem engen Raum. „Jede Minute zählt. Wir müssen diesen Mann finden, bevor er wieder zuschlägt!“

Die Beamten sprangen auf, griffen nach ihren Listen und Tablets. Philipp von Zanten blieb stehen, seine Augen auf die Tür geheftet, durch die seine Leute herausströmten. Er wusste, dass die Chancen gering waren. Aber sie hatten keine andere Wahl. Sie mussten suchen. Und sie mussten hoffen.



## Kapitel 12

Es war bereits tiefdunkle Nacht, als Ellen Kaiser mit ihrer Kollegin Sonja aus dem Kino trat, obwohl es nicht viel später als zehn Uhr war. Der Tag war lang gewesen, und sie hatten sich spontan eine aktuelle Komödie gegönnt, die ihnen von Freundinnen empfohlen worden war. Jetzt waren sie vom Lachen fast noch mehr erschöpft als zuvor, aber auf eine angenehme Art und Weise.

„Bis morgen“, verabschiedete sich Sonja. Sie umarmten sich kurz und gingen dann in unterschiedliche Richtung. Die Gehsteige um das Kino waren noch belebt. Es gab eine Reihe von Restaurants und Bars, und Ellen überlegte, ob sie noch irgendwo einen Drink nehmen sollte. Doch allein hatte sie keine Lust dazu. Sie musste an das Treffen mit Martin gestern denken. Es war seit langer Zeit das erste Mal, dass sie wieder mit einem Mann gemeinsam in einem Restaurant war.

War es ein Date? Sie war sich nicht ganz sicher. Dafür waren sie beide anfangs viel zu angespannt gewesen, eine Anspannung, die auch im Verlauf des Abends immer wieder aufgetaucht war. Ellen fragte sich, was Martin jetzt wohl machen würde. Saß er allein in seiner

Wohnung und grübelte? Dachte er vielleicht an sie, so wie sie jetzt an ihn?

Sie spürte, wie ihre Fürsorglichkeit wieder die Oberhand gewann. Vielleicht sollte sie auf einen kurzen Sprung bei ihm vorbeifahren? Quatsch, ermahnte sie sich, Martin ist kein kleiner Junge und bisher ganz gut ohne dich zurechtgekommen. Und doch wollte sie der Gedanke nicht loslassen.

Sie erreichte den Parkplatz, wo sie ihren Mini geparkt hatte, und stieg ein. Sie wusste, wo Martin wohnte. Es lag quasi auf ihrem Heimweg. Und ehe sie weiter groß darüber nachdenken konnte, war sie schon in Richtung der Straße abgebogen, in der Martin wohnte.

Sie fuhr durch die dunklen Straßen, die Scheinwerfer ihres Wagens schnitten schmale Kegel in die Schwärze. Gegenüber dem unscheinbaren Mietshaus, in dem Martin wohnte, hielt sie an. Das Licht in seinem Fenster war aus. Wahrscheinlich schlief er schon. Oder er war, wie sie, ausgegangen. Vielleicht zum Flughafen gefahren, wie er ihr berichtet hatte. Das schien ein Ort zu sein, der ihm guttat.

Ellen seufzte. Sie wollte gerade den Zündschlüssel drehen, als ihr Blick noch einmal zum Bürgersteig wanderte. Eine Gestalt kam langsam des Weges, taumelnd fast, wie ein Schatten, der sich aus der

Dunkelheit löste. Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Es war Martin.

Doch es war nicht der Martin, den sie kannte. Nicht der Mann im Anzug aus dem Internat, nicht der zögerliche, aber angenehme Begleiter aus der Pizzeria. Dieser Martin war ein Bild des Chaos. Der Ärmel seiner Jacke war zerrissen, ein dunkler Riss, der sich wie ein klaffender Mund über seinen Oberarm zog. Sein Gesicht war mit Schmutz verschmiert, und an seiner Schläfe prangte ein dunkler Fleck, der nur Blut sein konnte. Seine Hände, die sie als so geschickt an den Autos erlebt hatte, waren ebenfalls schmutzig und trugen rote Spuren.

Ein kalter Schauer lief Ellen über den Rücken. Was war geschehen? Eine Schlägerei? Ein Unfall? Die Gedanken rasten durch ihren Kopf, während sie wie angewurzelt im Auto saß. Ihre erste Reaktion war, in ihrem Sitz herunterzurutschen und sich unsichtbar zu machen. Doch dann siegte die Sorge um ihn. Er mochte gefährlich aussehen, doch er war nur ein geprügeltes Opfer. Oder? Ohne weiter zu überlegen, sprang sie aus dem Auto und lief auf die andere Straßenseite.

„Martin?“, sagte sie.

Er hob den Blick. Seine Augen waren leer, starrten durch sie hindurch, als würde er sie nicht sehen. Er

wirkte wie ein Schlafwandler, verloren in einer anderen Welt.

„Martin! Was ist passiert?“, fragte sie eindringlicher, trat einen Schritt näher.

Er blinzelte, als würde er aus einem tiefen Schlaf erwachen. Seine Augen fokussierten sich langsam auf sie, und ein Ausdruck von Verwirrung, dann von Schock, legte sich über sein Gesicht. Er blickte an sich herab, sah den zerrissenen Ärmel, den Schmutz, das Blut. Ein Klicken. Ellen konnte es fast hören, wie ein kleines Zahnrad, das sich in seinem Kopf drehte. Die Leere in seinen Augen wich einer schmerzhaften Erkenntnis.

„Ellen?“, sagte er, seine Stimme war rau und belegt. Er schluckte schwer. „Ich ... ich muss dir das erklären.“

Sie zögerte. Ein Alarm schrillte in ihrem Inneren. Alles in ihr schrie, wegzulaufen, die Polizei zu rufen. Das hier war gefährlich. Doch der Ausdruck in Martins Augen, die Verzweiflung, die sie dort sah, hielt sie fest. Sie nickte stumm.

Er drehte sich um und schleppte sich zur Haustür, schloss sie auf und trat ein. Ellen folgte ihm, ihr Herz pochte bis zum Hals. Seine Wohnung im ersten Stock war klein und spärlich eingerichtet. Martin ging direkt ins Badezimmer. Sie hörte das Rauschen von Wasser.

Als er zurückkehrte, war sein Gesicht gewaschen, die Spuren von Schmutz und Blut waren verschwunden, auch wenn sein Ärmel noch immer zerrissen war. Er war immer noch blass, aber der leere Blick war völlig verschwunden. Er setzte sich auf die kleine Couch. Ellen zog sich auf der anderen Seite des niedrigen Tisches einen Stuhl heran.

„Kannst du mir jetzt erzählen, was passiert ist?“, fragte sie. „Hattest du eine Schlägerei oder so?“

Martin schüttelte den Kopf. „Es hört sich vielleicht merkwürdig an, aber ich weiß es nicht. Ich ... ich habe manchmal Aussetzer.“ Seine Stimme war leise, fast emotionslos, als würde er über jemand anderen sprechen. „Ich ... ich irre dann in der Stadt herum. Und hinterher ... hinterher weiß ich nicht, was geschehen ist.“ Er sah sie an, seine Augen waren voller Scham und einer tiefen Angst. „Ich weiß nicht, wo ich war. Was ich getan habe.“

Ein kalter Schauer lief Ellen über den Rücken. Aussetzer. Das, was sie gesehen hatte, war also kein Unfall, keine Schlägerei. Es war etwas viel Beunruhigenderes. Die letzten Schlagzeilen der Boulevardzeitungen schossen ihr durch den Kopf. Der Kindermörder. Groß. Dunkle Jacke. Dunkle Haare. Jung. Die Beschreibung passte. Die Gedanken waren monströs, aber sie ließen sich nicht abschütteln.

„Martin...“, begann sie, doch er hob die Hand.

„Bitte“, sagte er. „Bitte lass mich jetzt allein. Ich ... ich muss das verarbeiten.“ Seine Stimme war flehend.

Ellen sah ihn an, eine Mischung aus Angst, Mitleid und einer wachsenden, schrecklichen Ahnung. Sie wollte ihn nicht allein lassen. Sie wollte ihn festhalten, ihn zwingen, mehr zu erzählen. Aber etwas in seinem Blick hielt sie zurück. Sie stand auf.

„Ich ... ich gehe dann“, sagte sie. Ihre Stimme klang hohl in ihren eigenen Ohren.

Sie drehte sich um und ging zur Tür. Sie spürte Martins Blick auf ihrem Rücken, bis sie die Wohnung verließ und die Tür hinter sich schloss. Draußen auf dem Bürgersteig atmete sie tief ein, die kühle Nachtluft füllte ihre Lungen. Das Bild von Martins zerrissenem Ärmel, dem Schmutz und dem Blut, brannte sich in ihr Gedächtnis ein. Und die Leere, die angstvolle Leere in seinen Augen.

Sie stieg in ihr Auto, startete den Motor. Ihre Hände zitterten, als sie das Lenkrad umklammerte. Die Beschreibung des Täters, die sie in der Zeitung gelesen hatte – sie hallten in ihrem Kopf wider. Konnte es sein? Martin, der Mann, der Louise so viel bedeutete? Der Mann, der so verloren wirkte? Ein kalter Knoten bildete sich in ihrem Magen. Sie fuhr los, aber die Dunkelheit

der Nacht schien nun eine neue, bedrohliche Qualität angenommen zu haben.

## Kapitel 13

Der Morgen brach grau und verhangen über die Stadt herein, ein Spiegelbild der Schwere, die auf Ellens Seele lastete. Die Erinnerungen an die letzte Nacht, an Martins leeren Blick und die Blutspuren auf seinem Gesicht, hatten ihren Schlaf verscheucht. Sie hatte sich unruhig im Bett gewälzt, die Bilder immer wieder vor ihrem inneren Auge gesehen, untermalt von den schrecklichen Schlagzeilen, die sie im Büro der Sonderkommission gesehen hatte.

Sie stand auf, machte sich einen starken Kaffee und griff nach der Tageszeitung, die im Briefkasten steckte. Ihre Hände zitterten leicht, als sie die Seiten aufschlug. Und dann sah sie es. Fett gedruckt, auf der Titelseite, prangte die Nachricht, die ihr den Atem raubte: „Vierter Kindermord in der Stadt – Polizei tappt im Dunkeln.“ Ein neues Opfer. Ein weiteres Kind.

Langsam ließ Ellen das Blatt sinken. Die Tasse Kaffee klapperte leise auf dem Tisch. Ihre Augen starrten ins Leere, aber ihr Geist raste. Der zerrissene Ärmel. Der Schmutz. Das Blut. Martins Aussetzer. Die Beschreibung des Täters: groß, dunkle Jacke, dunkle Haare, junger Mann. Alles passte. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken, der bis ins Mark ging. Die monströse Ahnung, die sie in der Nacht zuvor



verdrängt hatte, nahm nun Gestalt an, eine schreckliche, unerträgliche Möglichkeit.

Sie musste es wissen. Sie musste Gewissheit haben.

Ohne zu zögern, griff sie nach ihrem Autoschlüssel. Sie musste mit Peter Petersen sprechen. Er war Martins Freund, sein einziger Vertrauter. Er würde ihr die Antworten geben können, die sie so verzweifelt suchte.

Die Werkstatt roch wie immer nach Öl, Benzin und Metall, ein vertrauter Geruch, der unter anderen Umständen beruhigend gewirkt hätte. Heute jedoch verstärkte er nur Ellens Beklemmung. Peter Petersen stand unter einem aufgebockten Oldtimer, ein Schraubenschlüssel in der Hand, und summt leise vor sich hin.

„Peter?“, sagte Ellen mit belegter Stimme.

Petersen drehte sich zu ihr, seine Augen weiteten sich überrascht. „Ellen! Was für eine Überraschung! Ist mit dem Mini alles in Ordnung?“

Ellen schüttelte den Kopf. „Es geht nicht um den Mini, Peter. Es geht um Martin.“

Petersens Lächeln verblasste. Er legte den Schraubenschlüssel beiseite und wischte sich die Hände an einem Lappen ab. Er sah Ellen an, und in seinen Augen lag eine Ahnung. „Was ist los mit Martin?“

„Ich habe ihn gestern Nacht gesehen“, begann Ellen. Ihre Stimme war fest, obwohl ihr Herz pochte. „Er kam nach Hause. Sein Ärmel war zerrissen. Er hatte Schmutz- und Blutspuren im Gesicht und an den Händen. Und er ... er wirkte verwirrt. Er sagte, er hätte manchmal Aussetzer. Dass er dann herumirrt und sich an nichts erinnert.“ Sie machte eine Pause, ihre Augen bohrten sich in Petersens. „Peter, heute Morgen ... es gab einen weiteren Kindermord.“

Petersens Gesicht wurde blass. Er verstand sofort. Seine Augen wanderten zur Zeitung, die Ellen auf den Tisch gelegt hatte. Die Schlagzeile sprach Bände.

„Nein“, sagte Petersen leise, doch mit fester Stimme. „Nein, Ellen. Martin ist absolut harmlos. Er würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Dafür verbürge ich mich.“

„Aber die Beschreibung“, drängte Ellen. „Groß, dunkle Jacke, dunkle Haare, jung. Und diese Aussetzer ...“

Petersen seufzte, rieb sich über das Gesicht. „Ich weiß, was du denkst, Ellen. Ich habe die Zeitung auch gelesen. Und ja, die Beschreibung passt. Aber du kennst Martin nicht. Nicht wirklich. Ich kenne ihn.“ Er blickte sie direkt an. „Martin ist ein guter Junge. Er ist ... er ist ein Opfer, Ellen. Nicht der Täter.“

Er setzte sich auf eine alte Werkbank, deutete Ellen an, sich ihm gegenüberzusetzen. „Ich habe ihn vor ein paar Jahren gefunden. Er war in einer Klinik, nach einem schweren Unfall. Niemand wusste, wer er war. Er hatte sein Gedächtnis verloren. Totale Amnesie. Keine Familie, keine Freunde, keine Vergangenheit.“ Petersen schüttelte den Kopf. „Er war völlig verloren. Die Ärzte wollten ihn dauerhaft in eine Anstalt einweisen. Aber ich ... ich konnte ihn nicht einfach so aufgeben.“

Er blickte auf seine Hände, die von jahrelanger Arbeit gezeichnet waren. „Ich habe dann angefangen zu recherchieren. Es hat einige Zeit gedauert, aber ich konnte einiges über seine Vergangenheit herausfinden. Das glaube ich zumindest. Martin war Hochseilartist, ein sehr guter, wie manche sagen. Seine Eltern sind früh gestorben. Er wurde von einer Artistenfamilie, den Dschumas, adoptiert. Sie waren seine Familie. Er ist mit ihnen aufgewachsen, hat mit ihnen trainiert, mit ihnen gelebt.“

Petersen hob den Blick, seine Augen waren voller Traurigkeit. „Und dann gab es diesen Unfall beim Trapezakt. Natascha, seine Stiefschwester, ein kleines Mädchen, aber schon auf dem Seil aktiv, ist gestürzt. Martin hat versucht, sie zu retten. Er hat sie noch an einer Hand erwischt, aber dann ist er auch gestürzt. Sie

hat nicht überlebt, und Martin ist schwer auf den Kopf gefallen. Und als er aufwachte, war alles weg. Keine Erinnerungen mehr. Nur die Angst und die Schuldgefühle sind geblieben.“

Ellen hörte zu, ihr Atem stockte. Das Bild des Zirkus, der Sturz, das kleine Mädchen – alles passte zu dem, was Martin ihr unbewusst am Flughafen gezeigt hatte. Die Tragödie, die ihn gezeichnet hatte.

„Ich kannte die Dschumas-Familie von früher“, fuhr Petersen fort. „Ich war jung, habe in einem kleinen Ort gearbeitet, wo der Zirkus oft gastierte. Ich habe ihre Autos repariert. Sie waren gute Leute. Als ich von Martins Unfall hörte, habe ich mich erkundigt. Und als ich sah, wie er da den ganzen Tag in der Klinik herumsaß, allein und verloren, konnte ich ihn nicht einfach sich selbst überlassen. Ich habe ihn zu mir geholt. Er hat nichts gewusst, nichts gefragt. Nur die Autos ... die hat er sofort verstanden. Er hat ein unglaubliches Talent dafür.“

Er sah Ellen eindringlich an. „Er ist nicht der Mörder, Ellen. Er ist ein verwundeter Mensch. Er hat genug durchgemacht.“

Ellen nickte langsam. Die schrecklichen Gedanken, die sie geplagt hatten, wichen einer tiefen Erleichterung, aber auch einer neuen Sorge. Die Geschichte, die Petersen erzählt hatte, war

herzzerreißend. Sie erklärte Martins Leere, seine Aussetzer, seine unerklärliche Verbindung zu Louise. Aber sie erklärte nicht, wo er in der letzten Nacht gewesen war. Oder warum er Blut an sich hatte.

Sie blickte auf die Zeitung, auf die Schlagzeile vom vierten Opfer. Die Angst war noch da. Aber jetzt war es nicht nur die Angst vor einem unbekannten Täter. Es war auch die Angst um Martin.

## Kapitel 14

Die Stadt summt an diesem Nachmittag wie ein riesiger Bienenstock. Martin und Louise bummelten durch die belebten Straßen, vorbei an Schaufenstern, die in bunten Farben leuchteten, und Cafés, aus denen das Klirren von Tassen und das Gemurmel von Stimmen drang. Louise hielt Martins Hand, ihre kleine Hand fest und warm in seiner. Für Martin war es ein vertrautes Gefühl geworden, diese Verbindung, die er nicht erklären konnte, aber die ihm eine seltsame Art von Halt gab. Er hatte das Gefühl, dass er ihr etwas erzählen musste, etwas, das ihn seit der Begegnung mit Ellen Kaiser beschäftigte.

„Louise“, begann Martin zögernd, als sie an einem Brunnen vorbeikamen, dessen Wasser leise plätscherte. „Ich ... ich habe jemanden getroffen. Eine Freundin.“

Louise stoppte abrupt. Ihre Hand löste sich aus seiner. Sie sah ihn an, ihre Augen, die eben noch so unbeschwert gewesen waren, verengten sich zu schmalen Schlitzten. „Eine Freundin? Wer?“

Martin spürte, wie sich eine leichte Anspannung in der Luft aufbaute. Er hatte nicht mit dieser Reaktion gerechnet. „Ellen. Ellen Kaiser. Die Erzieherin aus deinem Internat.“ Er versuchte, es beiläufig klingen zu lassen. „Ich habe sie in der Werkstatt getroffen.“

Louise verschränkte die Arme vor der Brust. Ihr kleines Gesicht verfinsterte sich. „Und warum war sie in deiner Werkstatt?“ Ihre Stimme war nun scharf, fast vorwurfsvoll.

Martin rieb sich über die Stirn. „Sie ... sie wollte, dass ich ihr Auto repariere. Und dann ... dann hat sie mich gefragt, ob ich mit ihr ausgehen will.“

Louises Augen weiteten sich vor Unglauben. „Ausgehen?! Du sollst mit ihr ausgehen?!“ Ihre Stimme wurde lauter, und ein paar Passanten drehten sich um. „Das geht nicht! Du bist *meine* Familie! Du kannst nicht mit jemand anderem ausgehen!“

Martin spürte, wie ihm heiß wurde. „Louise, das ist doch ... das ist etwas ganz anderes. Sie ist eine Freundin. Und ich habe ja gesagt, weil ...“ Er suchte nach einer Erklärung, die sie verstehen würde, die die Wahrheit nicht ganz enthüllen würde. „Weil sie mir geholfen hat. Und weil sie weiß, dass ich nicht dein Vater bin.“

Seine letzten Worte wirkten wie ein Schlag. Louise zuckte zusammen, ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Du hast es ihr gesagt?! Du hast verraten, dass du nicht mein Papa bist?!“ Ihre Stimme war ein hoher Schrei, der durch den Park hallte. „Ich hasse dich! Ich hasse dich! Du bist gemein! Ich will dich nicht mehr sehen!“

Tränen strömten über ihr Gesicht, und sie drehte sich um, rannte davon.

„Louise!“ , rief Martin, doch sie hörte nicht. Ihr kleiner Körper verschwand schnell in der Menge.

Martin blieb stehen, sein Herz pochte wild. Er hatte es vermasselt. Er hatte sie verletzt. Er hatte nicht bedacht, wie wichtig diese kleine Lüge für sie war, wie sehr sie sich an ihn klammerte. Er war ein Idiot.

Er rannte ihr nach, drängelte sich durch die Menschenmassen. „Louise! Warte! Es tut mir leid!“

Er holte sie an einer kleinen Eisdiele ein. Sie stand mit dem Rücken zu ihm, ihre Schultern zuckten. Er legte vorsichtig eine Hand auf ihren Arm.

„Louise, bitte“, sagte er, seine Stimme war sanft. „Es tut mir so leid. Ich wollte dich nicht verletzen. Ich ... ich habe nicht nachgedacht.“

Sie drehte sich langsam um, ihr Gesicht war feucht von Tränen, aber der Zorn wich langsam einer tiefen Traurigkeit. „Du bist meine Familie“, flüsterte sie wieder, ihre Stimme war zerbrechlich. „Ich will dich nicht verlieren. Das war bei meinem Papa genauso. Nach dem Tod meiner Mutter hat er eine neue Frau kennengelernt, und auf einmal hatte er keine Zeit mehr für mich.“

Martin kniete sich vor sie hin, sodass ihre Augen auf gleicher Höhe waren. „Du wirst mich nicht verlieren,



Louise. Niemals. Du bist das Wichtigste für mich. Und Ellen ... sie ist nur eine Freundin. Das verspreche ich dir.“ Er wusste, dass es nicht ganz die Wahrheit war, aber in diesem Moment war es das, was sie hören musste.

Louise schniefte. „Wirklich?“

„Wirklich“, sagte Martin. „Ich bin für dich da. Immer.“

Ein kleines Lächeln huschte über ihr Gesicht. Die Wolken in ihren Augen verzogen sich langsam. „Okay“, sagte sie. „Aber du musst mir eine Limo ausgeben.“

Martin lachte erleichtert. „Eine Cola? Das kriegen wir hin.“

Sie setzten sich in ein kleines Straßencafé, das seine Tische auf den Bürgersteig gestellt hatte. Die Sonne brach nun doch durch die Wolken und tauchte die Szene in ein warmes Licht. Martin bestellte zwei Colas. Das Prickeln der Kohlensäure, der süße Geschmack – es war eine kleine Geste, die die Welt wieder in Ordnung brachte. Louise nippte an ihrem Getränk, ihre Augen schweiften über die Passanten. Martin beobachtete sie, spürte, wie die Anspannung von ihm abfiel.

Sie bemerkten nicht, dass an einem Tisch auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Frau saß. Ellen Kaiser. Sie hatte sie gesehen, wie sie sich gestritten und

sich wieder versöhnt hatten. Sie sah, wie Martin Louise ansah, diese tiefe, unerklärliche Verbindung, die zwischen ihnen bestand. Ein nachdenkliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie sah, dass Martin nicht der Mann war, den die Polizei suchte. Und dass er, auf seine eigene, verworrene Weise, genau das war, was Louise brauchte.

## Kapitel 15

Das Büro der Internatsleiterin war ein Reich aus poliertem Mahagoni und gedämpftem Licht. Bücherregale, gefüllt mit ledergebundenen Bänden, säumten die Wände, und der Duft von altem Papier und leichter Blumenparfüm lag in der Luft. An diesem Montagmorgen war die Atmosphäre jedoch gespannt, denn Margit Kornblum hatte sich angekündigt. Sie war eine Cousine zweiten Grades der Direktorin, woraus sie offenbar die Überzeugung ableitete, eine Sonderstellung unter den Erzieherinnen einzunehmen.

Kornblum, eine Erzieherin der alten Schule, deren Jahre im Dienst des Lyceum Andreanum ihr eine unverdiente Aura der Unfehlbarkeit verliehen hatten, saß steif auf einem Besucherstuhl. Ihr graues Haar war zu einem strengen Knoten gebunden, und ihre Brille saß perfekt auf ihrer schmalen Nase. Sie war bekannt für ihre scharfe Beobachtungsgabe und ihren noch schärferen Verstand – Eigenschaften, die sie leider oft dazu nutzte, andere zu kritisieren. Kinder, so munkelte man, waren für sie eher eine notwendige Plage als eine Freude.

Direktorin Schmidt, eine pragmatische Frau mit einem scheinbar stets vollen Terminkalender, blickte

über den Rand ihrer Lesebrille. „Was kann ich für dich tun, Margit? An einem Samstagnachmittag zudem.“

Margit Kornblum richtete sich auf, ihre Lippen formten sich zu einem dünnen Strich. „Es geht um Louise Riemann, Helga. Und ihren sogenannten Vater.“ Das Wort „sogenannten“ sprach sie mit einer kaum merklichen Betonung aus, die ihre Geringschätzung deutlich machte.

Schmidt hob eine Augenbraue. „Was ist mit Herrn Riemann? Ich dachte, alles sei geklärt.“

„Geklärt?“, echote Kornblum, ein leises, fast unhörbares Schnauben entwich ihr. „Ich habe da so meine Zweifel, Helga. Ganz erhebliche Zweifel.“ Sie legte ihre Hände, deren Fingerknöchel hervorstanden, auf ihre Knie. „Dieser Mann, der Louise abholt ... er erscheint mir viel zu jung, um ihr Vater zu sein. Louise ist zwölf Jahre alt. Ein Vater in diesem Alter müsste ... nun ja, er müsste deutlich älter aussehen. Dieser Mann ist aber kaum dreißig Jahre alt.“

Schmidt lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Nun, Margit, das Alter ist manchmal trügerisch. Und manche Väter sind eben jünger als andere.“ Sie versuchte, die Angelegenheit abzutun.

Doch die Erzieherin ließ nicht locker. Ihre Augen blitzten hinter den Brillengläsern. „Es geht nicht nur um das Alter, Helga. Es geht um das Gesamtbild. Dieses

Internat ist nicht billig, das weißt du. Und dieser Mann ...“ Sie machte eine dramatische Pause. „Er sieht nicht wie jemand aus, der sich ein so teures Privatinternat leisten kann. Er war zwar in einem Anzug, ja, aber der saß ... nun ja, er saß nicht richtig. Und seine Hände waren die Hände eines Arbeiters, wenn ich das richtig gesehen habe. Nicht die Hände eines Geschäftsmannes, der seine Tochter in ein Elite-Internat schickt.“

Die Direktorin verschränkte die Arme. Margit war lästig, aber sie war auch eine scharfe Beobachterin. Und ihre Intuition hatte sich schon oft als richtig erwiesen. „Du meinst also, er ist nicht ihr Vater?“

„Ich sage nicht, dass er es nicht ist“, erwiderte Kornblum. Ihre Stimme war nun leiser, fast konspirativ. „Ich sage nur, dass es Ungereimtheiten gibt. Und ich finde, in Anbetracht unserer Verantwortung für die uns anvertrauten Kinder sollten wir diesen Ungereimtheiten nachgehen.“ Sie blickte die Direktorin bedeutungsvoll an. „Man kann nie vorsichtig genug sein.“

Schmidt dachte nach. Ein Mann, der sich als Vater ausgab, aber nicht wie einer aussah. Das war in der Tat ungewöhnlich. Und in Zeiten, in denen man vorsichtiger sein musste denn je, war es besser, auf Nummer sicher zu gehen.

„Gut, Margit“, sagte sie schließlich. „Ich verstehe deine Bedenken. Ich werde die Angelegenheit persönlich überprüfen. Wann holt er Louise das nächste Mal ab?“

„Er bringt sie heute irgendwann nach fünf zurück“, sagte Kornblum mit einem Anflug von Genugtuung in ihrer Stimme. „Ich werde ihn mal ein wenig in die Mangel nehmen.“

„Das ist nicht nötig, Margit“, bremste sie die Direktorin. „Ich werde ihn mir selbst ansehen. Diskret.“

Margit Kornblum erhob sich, ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Sie hatte die Direktorin auf ihre Seite gezogen. Und sie würde ihre Theorie bestätigt sehen. „Ausgezeichnet, Helga. Ich bin sicher, du wirst sehen, was ich meine und mir beipflichten, dass hier etwas nicht stimmt.“

Sie verließ das Büro, ihre Schritte waren federnd. Die Direktorin blieb sitzen, ihre Augen auf die geschlossene Tür gerichtet. Ein ungutes Gefühl beschlich sie. Sie mochte Margit Kornblum nicht, aber ihre Argumente in dieser Angelegenheit hatten durchaus Gewicht. Und wenn an der Sache etwas dran war, dann musste sie handeln. Sie würde sich den „Vater“ von Louise ganz genau ansehen, wenn er das Mädchen zurückbrachte.

## Kapitel 16

Ein kühler Wind fegte durch die Straßen der Stadt, als Martin und Louise auf dem Weg zurück zum Internat waren. Die Sonne hing bereits tief am Horizont, und das Licht der Laternen begann, die ersten Schatten zu malen. Die Leichtigkeit des Nachmittags im Park, das Lachen und die Cola, schien mit jeder Minute zu verblassen, je näher sie dem Internat kamen.

Sie gingen an einer Plakatwand vorbei, die in grellen Farben leuchtete. Darauf prangten Fotos von lächelnden Kindergesichtern und der dringende Aufruf zur Suche nach dem Kindermörder. Martins Blick huschte über die Plakate, und ein kalter Knoten bildete sich in seinem Magen. Er spürte Louises kleine Hand in seiner, fest und vertrauensvoll, und ein Stich der Angst durchfuhr ihn. Er war ein Mann ohne Erinnerung, und diese Plakate waren eine stumme Anklage, die ihn unweigerlich mit einer schrecklichen Möglichkeit verband.

An einer Ampel blieben sie stehen. Neben ihnen wartete eine ältere Frau, ihr Blick fiel auf Louise, dann auf Martin. Sie lächelte milde. „Ach, so ein süßes Mädchen“, sagte sie. Ihre Stimme war freundlich, aber ihre Augen waren voller Sorge. „Passen Sie gut auf Ihre Tochter auf, junger Mann. In diesen Zeiten ... man hört

ja so viel Schreckliches.“ Ihr Blick wanderte kurz zu den Plakaten.

Martin spürte, wie sich ein Kloß in seinem Hals bildete. Er nickte nur, unfähig zu sprechen. Louise, die den Ernst der Lage nicht ganz erfasste, kicherte leise und grinste Martin an. Er erwiderte ihr Grinsen, ein gezwungenes Lächeln, das die Angst in seinem Inneren nicht verbergen konnte. Die Ampel sprang auf Grün, und sie überquerten die Straße. Die Worte der Frau hallten in Martins Ohren wider.

Im Lyceum Andreanum, stand Direktorin Schmidt an einem Fenster im ersten Stock. Sie hatte Margit Kornblums Bedenken nicht ganz abgetan und wartete nun darauf, dass der Vater (für den er sich zumindest ausgab) Louise zurückbrachte. Sie sah ihn kommen, Hand in Hand mit Louise, ein Bild, das auf den ersten Blick so harmlos wirkte. Doch je näher sie kamen, desto genauer musterte die Direktorin den Mann. Die jugendliche Erscheinung, die Art, wie der Anzug an ihm saß, die Hände, die sie nun auch als nicht ganz zu dem Bild eines wohlhabenden Geschäftsmannes passend empfand. Ein ungutes Gefühl beschlich sie.

Kaum war er mit Louise durch das Internatstor verschwunden, klingelte sie nach Margit Kornblum. „Margit! Sofort in mein Büro!“



Kornblum erschien, immer noch mit einer triumphierenden Miene. Sie wusste, dass ihre Bedenken nun auch von der Direktorin geteilt wurden.

„Ich habe den Mann genau beobachtet und ich muss dir rechtgeben“, sagte Schmidt. „Dieser Mann ist viel zu jung, um ihr Vater zu sein. Und er passt nicht in das Bild eines solventen Geschäftsmanns.“

Kornblums Augen blitzten. „Ich wusste es! Ich habe es sofort gespürt!“

Doch ihre Genugtuung wich schnell einem wachsenden Unbehagen. Die Direktorin stützte ihre Hände so fest auf ihren Schreibtisch, dass die Knöchel weiß wurden. „Aber wenn er nicht der Vater ist ... wer ist er dann? Und warum gibt er sich als solcher aus? Und vor allen Dingen: Warum spielt das Mädchen mit?“

„Vielleicht rufst du einfach mal den Vater an und fragst ihn, ob er heute hier war.“

Schmidt schüttelte den Kopf. „Das wäre eine Katastrophe. Stell dir vor, er war es nicht, aber erfährt durch den Anruf, dass wir seine Tochter in die Hände eines fremden Mannes geben!“

„Auch wieder wahr. Das Risiko können wir nicht eingehen. Dann nehmen wir eben das Mädchen in die Mangel.“

„Ach, du immer mit deinem ´in die Mangel nehmen´. Es wird doch sicher einen besseren Weg geben, mehr darüber zu erfahren, in welchem Verhältnis die beiden zueinanderstehen.“

Margit Kornblum schürzte die Lippen. „Und was ist, wenn wir so viel Zeit nicht haben?“

Die Direktorin blickte sie irritiert an. „Was soll denn das nun wieder heißen?“

Kornblum schlug die Tageszeitung auf, die sie bei sich trug und legte sie vor der Direktorin auf den Tisch. Die Schlagzeile vom vierten Opfer des Serienmörders sprang ihr direkt in die Augen.

Ein schrecklicher Gedanke schoss ihr durch den Kopf. „Du glaubst doch nicht wirklich, dass der angebliche Vater von Louise etwas damit zu tun hat, Margit.“

„Und warum nicht?“, entgegnete die Erzieherin. „Warum sollte er nicht der Kindermörder sein? Wissen wir, ob er sich nicht auch an die anderen Mädchen auf so eine Weise rangemacht hat?“

„Aber das müsste doch jemandem aufgefallen sein!“

„Hier ist es ja auch niemandem aufgefallen. Wenn ich nicht so aufmerksam wäre ...“

„Du meinst also, wir sollten die Polizei benachrichtigen!“

„Schaden kann es mit Sicherheit nicht. Dann müssen wir uns hinterher keine Vorwürfe machen, wenn es zum Äußersten kommt.“

„Ich weiß nicht“, sagte die Direktorin. „Vielleicht sollten wir doch zuerst mit Louise sprechen. Wir müssen herausfinden, was sie weiß. Denn wenn wir die Polizei informieren, dann wird es auch ihr richtiger Vater erfahren.“

„Ja, aber dann können wir ihm beweisen, dass wir nicht untätig geblieben sind“, sagte Kornblum.

„Also gut. Reden wir mal mit ihr.“

Die Direktorin und Kornblum verließen das Büro. Sie fanden Louise in ihrem Zimmer.

„Louise Riemann!“, sagte die Direktorin mit strenger Stimme. „Wer war dieser Mann, der dich gerade zurückgebracht hat?“

Louise blickte auf, ihre Augen weiteten sich. Sie sah die ernsten Gesichter der beiden Frauen, spürte die Anspannung, die in der Luft lag. Und sie merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. In Sekundenschnelle entschied sie sich, auf stur zu schalten. Ihre Lippen pressten sich zusammen. Sie sagte kein Wort.

Schmidt wurde ungeduldig. „Louise! Das ist kein Spiel! Wer ist dieser Mann? Wir haben Grund zu der Annahme, dass er nicht dein Vater ist.“

Doch Louise blieb stumm. Sie würde Martin nicht verraten. Er war ihre Familie.

„Gut!“, verkündete die Direktorin. Ihre Stimme war nun eisig. „Dann hast du ab sofort Hausarrest! Bis du bereit bist, uns die Wahrheit zu sagen!“

Ohne ein weiteres Wort drehten sich die beiden Frauen um und verschwanden aus dem Zimmer. Louise hörte, wie ihre Schritte auf dem Flur verstummten.

Auch wenn sie nichts gesagt hatte, spürte sie, dass die Zeit, in der Martin als ihr Vater durchgehen konnte, nun vorbei war. Dann mussten sie eben andere Wege finden, um sich zu treffen. Vielleicht würde Ellen Kaiser ihnen dabei helfen? Martin und sie mochten sich, und sie war immer freundlich zu Louise und den anderen Mädchen.

Auf jeden Fall musste sie Martin über diese Entwicklung informieren. Aber wie sollte sie das machen? Auch hier konnte nur Ellen weiterhelfen.

## Kapitel 17

Im Büro der Sonderkommission herrschte noch immer die gleiche fieberhafte Hektik wie am Vortag, doch Philipp von Zantens Gesicht zeigte eine Mischung aus Müdigkeit und einer tiefsitzenden Frustration. Die Liste der potenziellen Verdächtigen war abgearbeitet worden, jeder einzelne Mann besucht und befragt. Ohne Ergebnis. Ohne eine einzige brauchbare Spur. Die Telefone klingelten unaufhörlich, Dutzende von Anrufen gingen täglich ein, bei denen besorgte Bürger meinten, den Kindermörder gesehen zu haben – ein Nachbar, ein Fremder, ein Mann mit einer dunklen Jacke. Die meisten waren Hirngespinnste, getrieben von Hysterie und Angst.

Als das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte, hob von Zanten den Hörer mit einer Geste der Resignation. „Von Zanten“, knurrte er.

„Chef, wir haben einen Anruf von einem Internat“, meldete sich eine weibliche Stimme am anderen Ende der Leitung. „Die Internatsleiterin und eine Erzieherin. Sie behaupten, einen Mann entlarvt zu haben, der sich als Vater eines ihrer Mädchen ausgibt. Sie sind überzeugt, er könnte der Täter sein. Sie sind ... sehr aufgeregt.“

Von Zanten rieb sich über die Augenbrauen. „Sehr aufgeregt, ja. Das sind sie alle. Jeden Tag. Schicken Sie zwei Beamte hin. Routine. Sie sollen sich die Geschichte anhören und die Personalien aufnehmen. Aber keine großen Erwartungen. Das ist wahrscheinlich wieder nur ein weiterer Fehlalarm.“

Er legte auf, ohne auf eine Antwort zu warten. Was die Leute sich dachten! Die Chance, dass ausgerechnet ein Anruf von einem Internat, getätigt von zwei hysterischen Frauen, die entscheidende Spur liefern würde, war verschwindend gering. Er hatte Wichtigeres zu tun, als jedem Hirngespinnst nachzugehen.

\*\*\*

Im Lyceum Andreanum saßen die Direktorin und Margit Kornblum in Schmidts Büro. Seit dem Anruf bei der Polizei hatte sich die Erzieherin mehr und mehr in eine hysterische Panik hineingesteigert. Sie wischte sich immer wieder mit einem Taschentuch über die Stirn, obwohl der Raum kühl war. Schmidt saß kerzengerade hinter ihrem Schreibtisch, ihre Hände fest ineinander verschränkt.

„Die Vorstellung, dass ein Kindermörder in unserem Internat gewesen ist und eines der Mädchen abholen

konnte, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren“, wiederholte Kornblum zum fünften Mal. „Er war hier!“ Ihre Stimme war ein hoher Schrei. „Ein Mörder! In unserem Internat! Unter unseren Mädchen! Das ist unerträglich!“

„Beruhige dich, Margit“, sagte Schmidt. „Die Polizei ist ja unterwegs. Und außerdem wissen wir doch gar nicht, ob dieser Mann irgendwas mit den Morden zu tun hat.“

Kaum hatte sie das gesagt, klingelte es an der Tür. Zwei uniformierte Polizeibeamte standen davor, ein Mann und eine Frau. Sie waren jung. Ihre Gesichter zeigten die routinierte Geduld, die man im Umgang mit aufgebrachtten Bürgern entwickelte.

„Guten Tag, meine Damen“, sagte der männliche Beamte. „Wir sind wegen Ihres Anrufs hier. Was ist denn genau geschehen?“

Margit Kornblum drängte sich nach vorn. „Es ist schrecklich, Herr Kommissar! Ein Mann! Er gibt sich als Vater aus, aber er ist es nicht! Er war hier, in unserem Internat! Und er passt auf die Beschreibung des ... des Mörders!“ Sie brach in lautes Schluchzen aus. „Ein Kindermörder! Hier! Er hat Louise abgeholt! Er hat sie berührt! Wer weiß, was er mit ihr vorhatte!“

Die Beamten tauschten einen Blick. Hysterie, genau wie erwartet. Doch die Direktorin wirkte nicht wie eine

typische Hysterikerin. Im Gegenteil. Sie fasste ihre Kollegin an der Schulter, zog sie zurück und befahl ihr in barschem Ton: „Margit! Reiß dich zusammen!“

„Bitte, meine Dame, beruhigen Sie sich“, fiel die Beamtin ein. „Erzählen Sie uns einfach, was Sie wissen. Und beschreiben Sie den Mann so genau wie möglich.“

Während die alte Erzieherin schmollte, schilderte Schmidt ihre Beobachtungen: die Größe, die dunkle Jacke, die Haarfarbe, die jugendliche Erscheinung und die unpassenden Hände des Mannes, der sich als Vater einer ihrer Schülerinnen ausgab.

Der männliche Beamte nickte und zog sein Tablet aus der Hülle. „Wir werden ein Phantombild anfertigen.“

Die Direktorin bat die Beamten in ihr Zimmer. Dort begann der Mann, auf dem Bildschirm zu tippen, während er die Beschreibungen der Frauen entgegennahm. „Augenfarbe? Nasenform? Besondere Merkmale?“

Die beiden Frauen beugten sich über das Tablet, ihre Köpfe dicht beieinander. Sie stritten sich über die Form der Nase, die Breite des Mundes, die genaue Farbe der Augen. Jedes Detail wurde unter die Lupe genommen, jede Erinnerung durchforstet, um das Bild des Mannes zu rekonstruieren, den sie noch vor einer knappen Stunde gesehen hatten.



Der Bildschirm des Tablets zeigte langsam ein Gesicht mit dunklen Haaren und markanten Zügen. Es war nicht perfekt, aber es war erkennbar. Ein kalter Schauer lief Margit Kornblum über den Rücken.

„Das ist er!“, rief sie. „Das ist der Mann!“

Die Beamten blickten die Direktorin fragend an. Die nahm sich noch einen Augenblick Zeit, das Phantombild zu betrachten, dann nickte sie.

Der Beamte schob sein Tablet wieder in die Hülle.

„Wir würden gerne noch ein paar Worte mit dem Mädchen reden“, sagte die Beamtin, als sie sich erhoben.

„Das wird nicht möglich sein“, erwiderte die Direktorin. „Ohne die Zustimmung der Eltern oder deren Gegenwart können wir das leider nicht gestatten. Und sie wird Ihnen sowieso nichts sagen. Wenn sie uns gegenüber schweigt, dann sicher auch gegenüber der Polizei.“

„Okay.“ Die Beamtin zuckte mit den Schultern. Ob dieses Phantombild wirklich den Mörder zeigte oder nur das Produkt einer überhitzten Fantasie war, würde sich noch zeigen, dachte sie. Die Wahrscheinlichkeit sprach eher dagegen.

## Kapitel 18

Als Ellen am Montagmorgen das Lyceum Andreanum betrat, spürte sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Eine ungewöhnliche, fast greifbare Aufregung lag in der Luft. Das sonst so geordnete Internat glich einem aufgescheuchten Ameisenhaufen. Erzieherinnen tuschelten in den Gängen, und die Mädchen blickten sich mit großen, besorgten Augen an. Es dauerte nicht lange, bis Ellen über alles im Bilde war. Die Geschichte von Louises „Vater“, der sich als Betrüger entpuppt hatte, und die schreckliche Vermutung, er könnte der gesuchte Kindermörder sein, verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Ihr Herz zog sich zusammen. Sie wusste, wer dieser Mann war. Martin. *Der* Martin, den sie in der Pizzeria getroffen hatte, *der* Martin mit den leeren Augen und den Aussetzern. *Der* Martin, der Louise so viel bedeutete.

Sie fand Louise in ihrem Zimmer. Das Mädchen saß auf dem Bett, die Arme um die Knie geschlungen, ihr Gesicht war blass und ihre Augen waren rot vom Weinen. Die Tür war nicht abgeschlossen, aber Louise wirkte wie gefangen.

„Louise?“, sagte Ellen sanft, als sie das Zimmer betrat.

Louise zuckte zusammen, hob den Kopf. Als sie Ellen sah, drehte sie sich weg. „Geh weg! Ich will nichts von dir wissen!“ Ihre Stimme war dünn und zerbrechlich.

Ellen setzte sich vorsichtig auf den Bettrand. „Ich weiß, dass du wütend bist, Louise. Aber ich bin hier, um Martin zu helfen.“

Das Mädchen schwieg, ihre Schultern zuckten.

„Ich weiß, wer Martin ist“, fuhr Ellen mit ruhiger Stimme fort. „Ich habe mit Peter Petersen gesprochen. Ich weiß von seinem Unfall.“

Louise drehte sich langsam wieder zu ihr um, ihre Augen waren weit. „Du weißt es?“

Ellen nickte. „Ja. Und ich weiß, dass er nicht der Mann ist, für den sie ihn halten.“

Ein Funken Hoffnung flammte in Louises Augen auf. „Dann musst du ihn warnen! Sie wollen ihn fangen! Sie glauben, er ist der Mörder!“ Ihre Stimme war ein flehendes Flüstern. „Bitte, Ellen! Du musst ihn warnen!“

Ellen spürte einen Stich in der Brust. Warnen. Ja, das wollte sie. Aber konnte sie das? Durfte sie das?

Später am Tag, als Ellen versuchte, ihre Gedanken zu ordnen, traf sie Margit Kornblum auf dem Flur. Die Erzieherin wirkte aufgekratzt, fast euphorisch in ihrer Entrüstung.

„Sie haben ihn!“, zischte Margit Kornblum, ihre Augen blitzten. „Die Polizei wird ihm am nächsten Wochenende auflauern! Wenn er Louise zurückbringt, schnappen sie ihn! Dieser saubere ‚Vater‘!“

Ellen spürte, wie ihr das Blut in den Adern gefror. Nächstes Wochenende. Das war nicht viel Zeit. Die Worte Kornblums hallten in ihrem Kopf wider, vermischten sich mit Louises flehendem Blick.

Sollte sie Martin warnen? Ihre Loyalität zu Louise schrie danach. Aber was, wenn Peter Petersen sich irrte? Was, wenn Martins Aussetzer doch gefährlicher waren, als er zugab? Was, wenn er tatsächlich ... Ellen schüttelte den Kopf. Der Gedanke war unerträglich. Aber die Zweifel nagten an ihr. Sie hatte ihn in der Nacht gesehen, verwirrt, mit Blut. Die Beschreibung passte. War ihre eigene Sympathie für ihn eine Gefahr für andere?

Sie war hin- und hergerissen. Ihre Prinzipien als Erzieherin, als Bürgerin, schrien danach, die Polizei ihre Arbeit machen zu lassen. Aber ihr Herz, das sich auf seltsame Weise zu diesem verlorenen Mann hingezogen fühlte, flehte sie an, ihn zu schützen.

In ihrer Notlage, unfähig, eine klare Entscheidung zu treffen, suchte Ellen Rat. Sie fuhr zu einer kleinen Kirche in der Nähe ihrer Wohnung, deren alter Glockenturm sich gegen den grauen Himmel

abzeichnete. Sie fand den Pfarrer in seinem kleinen Büro, ein älterer, gütiger Mann mit einem ruhigen Blick. Ohne Details zu nennen, schilderte sie ihm ihren Gewissenskonflikt. Einen Freund, der in Schwierigkeiten steckte, der vielleicht unschuldig war, aber dem Gefahr drohte. Sollte sie ihn warnen, und damit möglicherweise die Ermittlungen behindern? Oder sollte sie schweigen, und ihn vielleicht einem Schicksal überlassen, das er nicht verdiente?

Der Pfarrer hörte aufmerksam zu, seine Hände waren gefaltet. Als Ellen geendet hatte, blickte er sie an. „Meine Liebe“, sagte er, seine Stimme war sanft. „Manchmal ist der beste Weg, nichts zu tun. Wenn der Mann unschuldig ist, wird ihm nichts passieren. Die Wahrheit wird ans Licht kommen. Und wenn er schuldig ist ... nun, dann hätte alles seine Richtigkeit. Dann muss die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen.“

Ellen nickte. Die Worte des Pfarrers waren logisch, vernünftig. Sie boten eine einfache Lösung für ihren komplexen Konflikt. Doch als sie die Kirche verließ und die kühle Abendluft sie umfing, spürte sie eine tiefe Unruhe in sich. Die Logik des Pfarrers beruhigte ihren Verstand nicht. Ihre Seele schrie dagegen an. Nichts zu tun, das fühlte sich falsch an. Es fühlte sich an wie Verrat.

Aber sie wusste, dass sie dem Rat des Pfarrers folgen würde. Sie würde schweigen. Doch der Gedanke daran, Martin unwissend in eine Falle laufen zu lassen, nagte an ihr. Und sie wusste, dass sie damit Probleme haben würde. Große Probleme.

## Kapitel 19

Der Samstagmorgen brach sonnig und klar an, doch für Martin lag eine seltsame Vorahnung in der Luft, ein unbestimmtes Gefühl, das sich wie ein Schatten über seine sonst so vagen Gedanken legte. Er war auf dem Weg zum Internat, um Louise abzuholen, wie er es versprochen hatte. Das Versprechen, das er ihr gegeben hatte, war ein Anker in seinem verworrenen Leben geworden, ein seltener Punkt der Klarheit in einem Meer aus Vergessenheit. Er trug seine beste Jacke, die er, so gut es ging, geflickt hatte, die zerrissene Stelle am Ärmel notdürftig genäht, und versuchte, die dunklen Flecken seiner Erinnerungslücken zu ignorieren.

Als er das Internatsgebäude betrat, wunderte er sich. Der Vorraum, der sonst an Wochenenden von wartenden Kindern und fröhlichem Stimmengewirr erfüllt war, war gespenstisch leer. Kein Lachen hallte von den hohen Decken, kein Tuscheln drang aus den angrenzenden Räumen. Es herrschte eine unheimliche, beinahe drückende Stille. Nur die ältere Erzieherin, Kornbaum oder Kornblum, saß dort. Ihre Hände waren fest ineinander verschränkt, ihr Blick starrte ins Leere, als würde sie auf etwas Unvermeidliches warten. Eine seltsame, fast greifbare Anspannung lag in der Luft, die

Martin sofort spürte und die seine eigene, vage Vorahnung verstärkte.

Er ging auf sie zu, ein leichtes, unsicheres Lächeln auf den Lippen, bereit, das Wochenende mit Louise zu beginnen. Doch bevor er auch nur ein Wort sagen konnte, sprang die Frau abrupt auf. Ihre Augen weiteten sich vor blankem Entsetzen, und sie zeigte mit einem zitternden Finger auf ihn, als wäre er ein Gespenst.

„Das ist er!“, rief sie, ihre Stimme war ein hoher, panischer Schrei, der durch den leeren Raum hallte und sich in den hohen Decken verlor. „Das ist der Mörder!“

Martin zuckte zusammen, sein Lächeln gefror auf seinen Lippen. Das Wort „Mörder“ traf ihn wie ein Schlag, ein kalter Schock, der ihn bis ins Mark erschütterte. Verwirrt blickte er sich um, suchte nach einer Erklärung, nach einem Ausweg aus diesem plötzlichen Albtraum. Mörder? Er? Doch da waren sie schon. Ein Dutzend Polizisten, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren, stürmten in den Raum. Ihre Gesichter waren ernst, ihre Bewegungen schnell, präzise und entschlossen, ein eingespieltes Team, das eine gefährliche Beute jagt.

Bevor Martin auch nur einen klaren Gedanken fassen konnte, reagierte sein Körper instinktiv. Ein Überlebensreflex, der tiefer saß als jede Amnesie. Er sah



die Polizisten, die sich näherten, spürte die drohende Gefahr und handelte. Er drehte sich um, riss die Tür zum Nebengang auf und rannte los. Seine Schritte hallten auf dem Linoleumboden. Die Rufe der Beamten, das Donnern ihrer Stiefel hinter ihm, peitschten ihn voran. Er kannte das Gebäude nicht, aber seine Beine trugen ihn durch Gänge, vorbei an Klassenzimmern und verschlossenen Türen. Ein wirres Labyrinth, das er durchquerte, während die Stimmen hinter ihm lauter wurden.

Er erreichte das Ende eines Korridors, eine große Fensterfront, die den Blick auf den sonnigen Garten freigab. Keine Zeit zum Nachdenken. Er riss das Fenster auf, kletterte auf das Fensterbrett und sprang. Ein kurzer, freier Fall, dann landete er unsanft im weichen Gras und rollte sich ab.

Er rappelte sich auf und rannte weiter, durch den Garten, vorbei an sorgfältig gepflegten Blumenbeeten und Hecken. Doch die Freiheit war nur von kurzer Dauer. Als er das Internatsgelände verlassen und den Bürgersteig erreicht hatte, hörte er das Quietschen von Reifen. Ein dunkler Wagen, der zuvor unauffällig geparkt gewesen war, schnitt ihm den Weg ab. Weitere Polizisten sprangen heraus.

Dieses Mal gab es kein Entrinnen. Hände packten ihn grob, drückten ihn mit brutaler Kraft zu Boden. Metall

klickte, kalt und unerbittlich. Handschellen. Die Welt drehte sich, verschwamm zu einem Wirbel aus Gesichtern und Stimmen. Was geschah hier? Warum? Warum er?

„Sie haben den Falschen!“, stieß er hervor, seine Stimme war heiser, seine Worte gingen im Tumult der Stimmen und Befehle unter. Er versuchte, sich zu wehren, doch die Übermacht war zu groß.

Grob wurde Martin auf die Füße gezerrt, seine Arme schmerzten unter dem Druck der Handschellen. Er wurde in den dunklen Wagen geschoben, dessen Türen offenstanden wie ein hungriges Maul. Die Tür schlug mit einem dumpfen, endgültigen Geräusch zu.

Von einem Fenster im ersten Stock aus beobachtete Ellen, unbemerkt von Martin und der Polizei, den gesamten Vorgang. Ihr Gesicht war blass, ihre Hände pressten sich so fest gegen die Glasscheibe, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Die Worte des Pfarrers – „Wenn er unschuldig ist, wird ihm nichts passieren“ – hallten in ihrem Kopf wider, ein hohles Echo, das keinerlei Trost spendete. Doch als sie sah, wie Martin zu Boden geworfen wurde, wie er grob in den Wagen gezerrt wurde, spürte sie eine tiefe, schmerzhaft Reue, die sich wie Säure in ihrem Inneren ausbreitete. Sie hätte ihn warnen müssen. Sie hätte auf ihr Herz hören

sollen, nicht auf die kalte Logik eines Predigers. Die Schuld lastete schwer auf ihren Schultern.

\*\*\*

Der Verhörraum der Kripo waren kahl und kalt, erfüllt von einer beklemmenden Stille und der unsichtbaren Aura unzähliger vergangener Geständnisse und Lügen. Philipp von Zanten saß Martin gegenüber, seine Augen waren scharf und unerbittlich, seine Haltung unbeweglich wie ein Fels. Minuten vergingen, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten. Minuten voller Fragen, die Martin nicht beantworten konnte, weil die Antworten in einem Nebel aus Vergessenheit gefangen waren. Wo er gewesen war. Was er getan hatte. Ob er die Kinder kannte. Jede Frage war ein Schlag, der auf seine bereits verwundete Psyche einhämmerte.

„Wir wissen, dass Sie nicht der Vater von Louise sind, Herr Steffens“, sagte von Zanten. „Wir wissen von Ihrer Amnesie. Und wir wissen von Ihnen, wie Sie es nennen, ‘Aussetzern’. Sehr praktisch, finden Sie nicht?“

„So mögen Sie das sehen“, widersprach Martin. „Für mich sind sie eine Qual.“

„Vielleicht deshalb, weil Sie in der Zeit, an die Sie sich angeblich nicht erinnern können, schreckliche Dinge tun, die Sie dann quälen?“

Martin schüttelte den Kopf. „So ist das nicht. Das würde ich wissen.“

„Aber wie, wenn Sie sich an nichts erinnern können?“ Von Zanten beugte sich vor. „Erzählen Sie uns, was in der Nacht des letzten Mordes geschah. Wo waren Sie? Was haben Sie getan?“ Seine Fragen waren nicht nur Fragen, sondern Anklagen, die in Martins Kopf widerhallten.

Martin schüttelte den Kopf, seine Stimme war heiser, seine Kehle trocken. „Ich weiß es nicht. Ich bin herumgeirrt. Ich erinnere mich an nichts.“ Die Worte klangen hohl, selbst für ihn selbst. Wie sollte er jemandem erklären, was er selbst nicht verstand?

Von Zanten lehnte sich zurück, ein triumphierendes Lächeln spielte um seine Lippen. „Ein Mann ohne Erinnerung, der in der Nacht eines Mordes herumirrt und Blutspuren an sich hat? Und dann versuchen Sie auch noch, zu fliehen, Herr Steffens? Warum die Flucht, wenn Sie unschuldig sind? Das ist doch das klassische Schuldeingeständnis. Ein Mann, der nichts zu verbergen hat, rennt nicht weg.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, ein lauter Knall, der Martin zusammenzucken ließ. „Sollen wir das glauben, Herr Steffens? Das ist zu bequem. Viel zu bequem!“

Doch Martin blieb bei seiner Aussage. Er konnte nichts anderes sagen, denn er wusste nichts. Die Stunden zogen sich hin, die Fragen wurden immer bohrender, die Atmosphäre immer erdrückender, die Luft immer dünner. Aber von Zanten konnte Martin nichts nachweisen. Es gab keine konkreten Beweise, keine Zeugen, die ihn direkt mit den Morden in Verbindung brachten. Nur die vage Beschreibung des Kioskbesitzers, die Hysterie zweier Frauen, die unheimliche Koinzidenz seiner Gedächtnislücken und nun – sein Fluchtversuch.

„Entweder ist er ein perfekter Schauspieler oder wirklich unschuldig.“ Von Zanten stand in einer Verhörpause mit seinem Kollegen Schimmel am Wasserspender. „Jedenfalls sieht es nicht so aus, als ob wir ihn leicht knacken könnten. Habt ihr denn wirklich gar nichts gefunden?“

„Leider nicht“, erwiderte Schimmel. „Und ich glaube auch nicht, dass er unser Mann ist. Wir wissen, dass der Täter seine Morde sorgfältig plant. Dieser Steffens macht auf mich eher einen verwirrten Eindruck.“

Von Zanten verzog den Mund. „Und doch ... Irgendetwas stimmt mit ihm nicht. Bisher hat mich mein Instinkt noch nie getrogen.“

„Ich fürchte, wir werden ihn wieder laufen lassen müssen“, sagte Schimmel.

„Dann stellen Sie ein paar Leute ab, die ihn rund um die Uhr überwachen“, ordnete von Zanten an. „Ich will nicht nächste Woche in der Zeitung lesen, dass wir einen Serienmörder freigelassen haben.“

Schimmel nickte. „Wird gemacht.“

Als Martin das Polizeipräsidium verließ und die kühle Abendluft ihn umfing, spürte er von Zantens Blick auf sich. Der Kommissar stand im Eingang, seine Hände in den Hosentaschen, sein Gesicht ausdruckslos, aber seine Augen sprachen Bände.

Martin wusste, dass von Zanten ihn für den Täter hielt. Er sah es in seinen Augen, die ihn unablässig fixierten.

„Wir werden Sie im Auge behalten, Herr Steffens“, sagte von Zanten. Seine Stimme war leise, aber wie ein eisiger Wind, der über Martins Haut strich. „Jeden Ihrer Schritte. Wir werden Sie überwachen. Und wenn Sie den kleinsten Fehler machen, dann schnappen wir Sie. Das verspreche ich Ihnen.“

Martin nickte stumm. Er war frei, ja. Aber er war nicht frei. Er war ein Verdächtiger, ein Gejagter, eine tickende Zeitbombe in den Augen der Polizei. Und die Leere in seinem Kopf war nun nicht mehr nur eine persönliche Tragödie, sondern eine gefährliche Bürde, die ihn zum Ziel machte, ihn in die Rolle eines potenziellen Monsters drängte. Er wusste nicht, wer er

war, aber die Welt da draußen schien es zu wissen. Und sie mochte nicht, was sie sah. Die Freiheit schmeckte bitter, wie Asche auf seiner Zunge.

Und was das Schlimmste war: Er würde Louise nicht mehr sehen.

## Kapitel 20

Die Tage im Internat zogen sich für Louise wie zäher Kaugummi, jeder einzelne gefüllt mit einer Leere, die sich seit Martins erzwungener Abwesenheit in ihr festgesetzt hatte. In wenigen Tagen hatte sie Geburtstag, ein Ereignis, das sie früher mit unbändiger, fast fieberhafter Vorfreude erfüllt hätte. Doch jetzt lag ein unsichtbarer, schwerer Schatten auf allem, was sie tat. Die sonst so sprühende Energie und kindliche Begeisterung waren einem tiefen Gefühl des Unglücks und Isolation gewichen. Sie vermisste Martin mit einer Intensität, die ihr Herz schmerzen ließ. Sein warmes Lächeln, die feste, vertrauensvolle Berührung seiner Hand in ihrer, die Art, wie er ihr geduldig zuhörte und ihr das Gefühl gab, wirklich wichtig zu sein – all das fehlte ihr schmerzlich in der kühlen Atmosphäre des Internats. Sie hatte sich inzwischen Ellen anvertraut, der jungen Erzieherin, die ihr mit einer Mischung aus Freundlichkeit und einer tiefen, ernsthaften Anteilnahme begegnete. Ellen schien sie zu verstehen, ohne viele Worte.

Am Mittwochnachmittag, als Ellen ihr half, ihre Hausaufgaben zu machen, flüsterte Louise, ihre Stimme kaum mehr als ein Hauch: „Am Sonntag habe ich Geburtstag. Aber ich mag nicht feiern. Mein Vater



hat geschrieben, dass er wegen wichtiger Geschäfte nicht kommen kann, und Martin darf auch nicht mehr zu mir.“ Sie blickte auf ihre Hände, die untätig in ihrem Schoß ruhten, als trügen sie eine unsichtbare Last. „Ich vermisse Martin. So sehr. Die Zeit mit ihm ... die war anders. Er hat zugehört. Er hat mich gesehen, so wie ich bin.“ Eine einzelne Träne, kaum sichtbar, glitzerte in ihrem Augenwinkel.

Ellen nickte sanft. Sie wusste, wie schmerzhaft Martins unfreiwillige Abwesenheit für Louise war, besonders jetzt, da ihr leiblicher Vater so vollständig abwesend war. Sie konnte Louises kindliche Sehnsucht spüren und die tiefe Traurigkeit, die sich in ihren jungen Augen spiegelte und ihre sonst so lebhaften Züge verdunkelte. Ein Gefühl der Schuld kroch in Ellen hoch, ein bitterer Geschmack auf ihrer Zunge. Sie hatte Martin nicht gewarnt, hatte sich von der Logik des Pfarrers und ihren eigenen flüchtigen Zweifeln leiten lassen. Und jetzt war er ein Verdächtiger, seine erneute Festnahme ein Damoklesschwert, das jederzeit über ihm schwebte.

Später am selben Tag saß Ellen Martin in einem kleinen, schummrigen Restaurant gegenüber. Der Tisch war mit einer karierten Decke bedeckt, die eine Illusion von Gemütlichkeit erzeugte. Martin wirkte abwesend, seine Augen blickten oft ins Leere, auch wenn er sich

sichtbar bemühte, ihren Worten zu folgen. Die Ereignisse der letzten Tage – die entwürdigende Festnahme, das erbarmungslose Verhör, die erdrückende Last der ständigen Überwachung – all das hatte eine tiefe, lähmende Resignation in ihm hinterlassen. Er war ein Gefangener in seinem eigenen Leben, ein Mann, der wusste, dass jeder seiner Schritte von unsichtbaren Beobachtern verfolgt und beurteilt wurde.

Ellen beugte sich über den Tisch, ihre Stimme war eindringlich und erfüllt von einer Mischung aus Sorge und fast verzweifelter Überzeugung. „Martin, du musst etwas tun. Du kannst nicht einfach so weiterleben, in diesem Zustand der Lähmung. Du musst dein Leben wieder in die eigene Hand nehmen. Kämpfe für dich, für deine Erinnerung, für deine Zukunft.“

Martin zuckte mit den Schultern, eine Geste, die die Schwere seiner inneren Last verriet. Ein Ausdruck tiefer Müdigkeit und Resignation lag auf seinem Gesicht, die feinen Linien um seine Augen waren tiefer geworden. „Was soll ich tun, Ellen?“, fragte er. Seine Stimme war belegt, fast tonlos. „Ich bin ein Mann ohne Vergangenheit. Ein Mann, der nichts weiß, nicht einmal, wer er wirklich ist. Und jetzt bin ich ein Verdächtiger. Ein Monster in den Augen der Polizei. Und auch in den Augen deiner Kolleginnen.“

Er rieb sich über die Schläfen, als wollte er einen unsichtbaren Schmerz lindern. „Jeder Blick, jeder Schatten, jedes Geräusch ... ich spüre sie. Sie sind immer da. Sie warten nur auf den kleinsten Fehler.“

„Aber du kannst dich nicht einfach aufgeben!“, beharrte Ellen. Ihre Stimme wurde lauter, die Dringlichkeit ihrer Worte füllte den kleinen Raum. „Das ist nicht die Lösung! Louise braucht dich, Martin. Sie hat niemanden außer dir. Und du ... du hast ein Recht auf dein eigenes Leben, ein Recht, die Wahrheit über dich selbst zu finden. Egal, wie dunkel sie sein mag.“

Martin schüttelte den Kopf, eine Geste der Hoffnungslosigkeit. „Welche Wahrheit, Ellen? Die, an die ich mich nicht erinnere? Die, die mich zu einem Mörder machen könnte, auch wenn ich nichts davon weiß?“ Seine Stimme war leise, aber voller Schmerz, ein Ausdruck innerer Qual. Er hatte das Gefühl, in einem undurchdringlichen Nebel gefangen zu sein, aus dem es kein Entkommen gab.

Ellen seufzte, die Schultern fielen ihr herab. Sie wusste, dass sie ihn nicht zwingen konnte, seinen Kampf aufzunehmen. Aber sie weigerte sich, die Hoffnung gänzlich aufzugeben. „Vielleicht gibt es einen Weg, Martin. Vielleicht können wir gemeinsam einen Weg finden. Einen Weg aus diesem Nebel.“ Ihre

Augen suchten seine, versuchten, einen Funken in seiner Resignation zu entfachen.

„Wenn du magst, kann ich Louise Briefe von dir bringen und umgekehrt“, versuchte sie es erneut. „Dann habt ihr wenigstens auf diese Weise Kontakt.“

Martin seufzte. „So einfach ist das nicht. Ich kann mich noch schlechter schriftlich ausdrücken als durch Reden. Aber danke für dein Angebot.“

„Soll ich dich nach Hause fahren?“, fragte Ellen, als sie das Lokal verließen.

„Nein, danke, ich gehe lieber zu Fuß“, lehnte Martin ab. „Die frische Luft hilft mir vielleicht, klarer zu denken.“

Sie umarmten sich zum Abschied, und Ellen hielt Martin vielleicht etwas länger fest, als es nötig gewesen wäre. Es tat ihr in der Seele weh, ihn so verloren zu sehen, so allein mit seinen Problemen. Aber er machte keine Anstalten, ihre Hilfe anzunehmen. Es war beinahe so, als habe er Angst davor, ihre Beziehung zu vertiefen. Lediglich Louise erlaubte er, näher an ihn heranzukommen. Um so mehr traf es ihn, sie nicht mehr zu treffen.

Ellen sah ihm nach, als er die Straße hinunterging, mit vornübergebeugten Schultern, obwohl es völlig windstill war. Aber es war ein anderer Sturm, der ihm entgegenblies.

\*\*\*

In Louises Klassenzimmer herrschte reger Betrieb, doch die übliche Konzentration auf die römische Geschichte war an diesem Tag schwer aufrechtzuerhalten. Die Lehrerin, eine junge Frau mit einem ernsten, aber freundlichen Gesicht, versuchte vergeblich, die Aufmerksamkeit der Mädchen auf die römische Republik zu lenken. Die Luft war erfüllt vom leisen Gemurmel der Stimmen und dem Rascheln von Buchseiten, doch die Blicke der Mädchen wanderten immer wieder zum Fenster.

Mit einem Mal ertönte ein entferntes Tuten, das an eine alte Schiffssirene erinnerte, gefolgt von einem eigenartigen Klirren und dem leisen, aber stetigen Grummeln vieler, sich langsam fortbewegender Räder. Die Geräusche wurden lauter, schwollen an zu einem fröhlichen Tumult, der das gesamte Internat zu erfassen schien. Die Kinder stürzten wie auf Kommando ans Fenster, ihre Gesichter leuchteten vor Neugier und unbändiger Freude.

„Was ist los?“, rief die Lehrerin, doch ihre Worte gingen im allgemeinen Jubel und den begeisterten Rufen unter, so dass sie selbst ans Fenster trat..

Draußen, auf der Straße, bot sich ein faszinierendes, unwirkliches Schauspiel, das die Fantasie beflügelte. Eine lange, bunte Kette von Zirkustieren, majestätische Elefanten mit bunten, bestickten Decken auf dem Rücken, neugierige Lamas mit wachen Augen und stolze Pferde mit flatternden Mähnen, wurden langsam durch die Straßen geführt. Dahinter folgten bunte, reich verzierte Zirkuswagen, die wie kleine Märchenhäuser aussahen, und Artisten in glitzernden Kostümen, die lachend winkten. Die Luft war erfüllt vom exotischen Aroma der Tiere, gemischt mit dem mitreißenden Klang einer ausgelassenen Kapellenmusik, die den ganzen Stadtteil zu durchdringen schien.

„Der Zirkus!“, riefen die Kinder begeistert. Ihre Stimmen überschlugen sich vor Freude. „Der Zirkus ist da! Wir müssen hin!“

Die Lehrerin, die selbst ein unwillkürliches Lächeln auf den Lippen hatte, gab sich geschlagen. Der Anblick war zu magisch, um ihm zu widerstehen. „Gut, gut, meine Lieben! Beruhigt euch! Wir werden mit der ganzen Klasse am Samstag in den Zirkus gehen! Versprochen!“ Ein Freudenschrei erfüllte das Klassenzimmer, der die Wände erzittern ließ und die römische Geschichte für diesen Moment vergessen machte.

\*\*\*

Martin ging am späten Nachmittag von Petersens Werkstatt nach Hause. Seine Schritte waren schleppend, jeder einzelne schien eine Last zu sein. Die Worte Ellens, ihr Appell, sein Leben in die Hand zu nehmen, hallten in seinem Kopf wider, vermischten sich mit der dumpfen Angst vor der ständigen, unsichtbaren Überwachung. Ein Kriminalbeamter, dessen Gesicht Martin inzwischen kannte – der gleiche, blasse Mann, der ihn schon seit Tagen verfolgte – folgte ihm mehr oder weniger unauffällig, ein ständiger, unheimlicher Begleiter, der seine Freiheit zu einer Illusion machte.

Als er eine große Litfaßsäule passierte, blieb Martin stehen, wie von einer unsichtbaren Kraft angezogen. Ein riesiges, farbenprächtiges Zirkusplakat prangte darauf, dessen leuchtende Farben einen scharfen Kontrast zum grauen Asphalt bildeten. Ein lächelnder Clown mit roten Haaren, ein tanzendes Pferd, und in der Mitte, in schwindelerregender Höhe, eine Trapezkünstlerin, die durch die Luft flog, ihr Körper schien schwerelos. Martins Blick verweilte auf der Trapezkünstlerin, die elegant durch die Manege schwebte. Ein Stich durchfuhr ihn, ein fernes Echo einer verlorenen Erinnerung, die sich wie ein Nebel anfühlte,

ungreifbar und doch schmerzhaft nah. Er spürte einen Anflug von Sehnsucht, einer tiefen, unbestimmten Traurigkeit nach etwas, das er einst gekannt haben musste, aber dessen Konturen sich ihm entzogen.

Er setzte seinen Weg fort, der Polizist folgte ihm wie sein Schatten. Als er am Internat vorbeikam, verlangsamte er seine Schritte unwillkürlich. Er sah sehnsuchtsvoll auf das altehrwürdige Gebäude, auf die Fenster im ersten Stock, wo er Louise vermutete, eingesperrt von den Mauern, die ihn nun selbst ausschlossen. Er stellte sich vor, wie sie lachte, wie sie ihre Hausaufgaben machte, wie sie vielleicht gerade von dem Zirkus erfuhr und ihre Augen vor Freude leuchteten. Aber er konnte nicht zu ihr. Er war ein Verdächtiger, ein Außenseiter, dessen bloße Anwesenheit nur Probleme brachte.

Mit einem letzten, schmerzhaften Blick auf das Gebäude setzte er seinen Weg nach Hause fort.



## Kapitel 21

Die Luft vor dem riesigen Zirkuszelt bebte vor Leben, ein einzigartiges Gemisch aus Erwartung und kindlicher Aufregung. Ein schillerndes Durcheinander aus leuchtenden Farben, lauten, mitreißenden Klängen und süßlichen Gerüchen empfing die Besucher, noch bevor sie die Zeltplane durchschritten. Der süßliche Duft von frisch gesponnener Zuckerwatte mischte sich mit dem scharfen Aroma von heißem Popcorn und dem unverwechselbaren, leicht erdigen Geruch der Tiere, die schon auf ihren Auftritt warteten. Aus dem Inneren des Zeltes drang eine schmetternde, mitreißende Zirkusmusik, Trompeten schmetterten mit fröhlicher Resonanz, Pauken rollten und wirbelten, dazu das hohe, unbeschwerte Lachen von Kindern und das tiefe Gemurmel unzähliger Menschenstimmen, die in freudiger Erregung plauderten. Eine lange, sich schlängelnde Schlange wartete geduldig vor dem Eingang, ein Kaleidoskop aus bunten Jacken, glänzenden Augen und erwartungsvollen Gesichtern, die sich alle nach der Magie der Manege sehnten.

Mitten in diesem bunten, pulsierenden Treiben stand Louises Klasse, ein kleiner Haufen von Mädchen. Sie kicherten aufgeregt, drängelten sich dicht aneinander, ihre Augen glänzten vor Vorfreude auf die Wunder, die

sie gleich erleben würden. Louise, die sonst so in sich gekehrt und von ihren Sorgen gezeichnet gewesen war, spürte, wie die allgegenwärtige Magie des Zirkus sie ergriff. Das Versprechen ihrer Lehrerin hatte sich erfüllt, und für einen kurzen, kostbaren Moment vergaß sie die Traurigkeit, die wie ein Stein auf ihrem kleinen Herzen lastete. Doch selbst inmitten des ausgelassenen Trubels huschte der Gedanke an Martin unweigerlich durch ihren Kopf, ein kleiner Stich der Sehnsucht. Er hatte ihr gesagt, er würde sie wiedersehen. Aber jetzt war er nicht da, nicht hier, zumindest nicht in ihrer Nähe. Sie vermisste ihn so sehr, dass es fast körperlich schmerzte.

Weiter hinten in der Schlange, fast unsichtbar in der dichten Menschenmenge, stand Martin. Seine Hände waren tief in den Hosentaschen seiner Jacke vergraben, die zerrissene Stelle am Ärmel immer noch eine Mahnung an die Nacht, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Sein Blick schweifte über die Köpfe der Wartenden hinweg zum riesigen Zeltdach, das sich wie ein bunter, gigantischer Ballon gegen den blauen Himmel wölbte. Die Geräusche und Gerüche des Zirkus waren für ihn nicht nur eine Kulisse. Sie waren ein Echo. Ein unbestimmtes Gefühl der Vertrautheit kroch in ihm hoch, ein schmerzhaftes Déjà-vu, das sich seinen bewussten Zugriffen entzog, wie ein Wort, das

ihm auf der Zunge lag, aber nicht ausgesprochen werden konnte. Die Erinnerung war ein dichter Nebel, aber das Gefühl, das diese Gerüche und Klänge in ihm auslösten, war erschreckend real. Hinter ihm, nur wenige Schritte entfernt, stand sein Beschatter, der Kriminalbeamte, dessen unbewegliches Gesicht keine Regung zeigte. Martin spürte seine ständige Anwesenheit, die konstante, beinahe physische Mahnung, dass er unter Beobachtung stand, dass jeder seiner Schritte argwöhnisch beäugt und interpretiert wurde. Das tiefe Gefühl der Resignation, das ihn seit seiner Verhaftung begleitete, legte sich wie ein schwerer, erdrückender Mantel auf seine Schultern und drückte ihn förmlich nach unten.

Die Vorstellung begann mit einem dramatischen Fanfarenstoß, der durch das Zelt hallte und das Publikum in begeisterten Applaus ausbrechen ließ, der fast die Zeltwände zum Vibrieren brachte. Martin fand einen Platz auf einem der oberen Ränge, von dem aus er einen guten Überblick über die Manege hatte. Die Scheinwerfer erhellten die Arena in einem gleißenden Licht, und Artisten in glitzernden, paillettenbesetzten Kostümen wirbelten über den Boden. Martin sah die Clowns, deren übertriebene Mimik ihn nicht zum Lächeln brachte, die akrobatischen Darbietungen, die ihn kalt ließen, und die dressierten Tiere, die ihm fremd

blieben. Sein Blick war distanziert, fast teilnahmslos, wie der eines externen Beobachters seines eigenen Lebens.

Dann kam die mit Spannung erwartete Ansage für die Hochseiltruppe. Die Musik wechselte abrupt, wurde dramatischer, anschwellend, ein Trommelwirbel baute eine unheilvolle Spannung auf. Martin spürte, wie sich sein Körper instinktiv anspannte, ein unwillkürlicher Reflex, der seine Muskeln verkrampfte. Seine Kiefer verkrampften sich schmerzhaft, seine Finger krallten sich unbewusst in seine Oberschenkel, als wollte er sich an etwas festhalten, das nicht da war. Die Erinnerung an den Sturz, an die Leere in seinem Kopf, die er so verzweifelt versuchte zu verdrängen, war plötzlich präsenter denn je, wie ein scharfes Bild, das sich in seinen Geist brannte. Er sah die Artisten, wie sie in schwindelerregender Höhe über das dünne Seil balancierten, ihre Körper waren nur winzige, aber perfekt geformte Punkte unter der gigantischen Kuppel des Zelt. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, und ein leichter Schweißfilm bildete sich auf seiner Stirn.

Doch dann, als ein Artist eine besonders schwierige Passage meisterte, eine Pirouette auf dem Seil, geschah etwas Unerwartetes in Martin. Eine seltsame, fast tranceartige Entspannung durchfuhr ihn, die die

Verkrampfung seiner Muskeln löste. Die Anspannung wich einer anderen Empfindung, einer tiefen, fast schmerzhaften Sehnsucht, die ihn bis ins Mark traf. Seine Augen folgten den geschmeidigen, präzisen Bewegungen der Artisten, nicht mehr mit Angst, sondern mit einer unerklärlichen Faszination, die ihn in ihren Bann zog. Eine Sehnsucht nach etwas Verlorenem, nach einer Welt, die er einst gekannt hatte, in der sein Körper diese Bewegungen selbst ausgeführt hatte. Er sah die unglaubliche Leichtigkeit, die absolute Präzision, die allgegenwärtige Gefahr – und ein tiefer Schmerz, ein Verlustgefühl, aber auch ein Anflug von Nostalgie, erfüllte ihn, wie ein langes, verlorenes Echo. Es war seine Welt gewesen, das wusste er jetzt mit einer neuen, schmerzhaften Klarheit. Und er vermisste sie, vermisste die Höhe, die Freiheit, die Kontrolle, die er verloren hatte.

Während Martin gefangen war in seiner Gedankenwelt, in dieser intensiven Mischung aus Schmerz und Sehnsucht, die sich wie ein feiner Schleier über seine Wahrnehmung legte, entdeckte Louise ihn. Sie saß mit ihrer Klasse in der Nähe des Ausgangs. Ihre Augen schweiften rastlos durch die Menge, auf der Suche nach einem vertrauten Gesicht. Und dann sah sie ihn. Martin! Ihr Herz machte einen gewaltigen Satz, ein triumphierender Sprung in ihrer Brust. Er war da! Er

hatte sein Versprechen gehalten! Ein Lächeln brach sich Bahn, so hell und unschuldig, dass es die gedämpfte Zirkusbeleuchtung zu überstrahlen schien und ihr Gesicht erhellte. Doch dann, als sie ihn genauer beobachtete, sah sie die Leere in seinen Augen, die Art, wie er sich von der Menge abgrenzte, in sich gekehrt und unnahbar. Ihr Lächeln verblasste, als ihr bewusst wurde, dass er sie nicht bemerkte, zu sehr in seine eigene Welt versunken war. Ein Stich der Enttäuschung durchfuhr sie.

Kurz vor dem Ende der Vorstellung, als die letzte Nummer ihren atemberaubenden Höhepunkt erreichte und das Publikum in begeisterten, ohrenbetäubenden Applaus ausbrach, fasste Louise einen Entschluss. Ein mutiger, impulsiver Plan reifte in ihrem jungen Kopf, getrieben von ihrer Sehnsucht und einer plötzlichen, unerschütterlichen Entschlossenheit. Sie blickte zur Lehrerin, die von der brillanten Vorstellung abgelenkt war und ebenfalls applaudierte, dann zu ihren Freundinnen, die jubelten. Langsam, vorsichtig, schlich sie sich von ihrem Platz, ihr kleiner Körper bewegte sich geschickt und unbemerkt durch die engen Reihen, vorbei an den aufgeregten, noch applaudierenden Zuschauern. Ihr Ziel war der Ausgang, dann eine unscheinbare Ecke, wo sie Martin abfangen konnte. Sie

musste mit ihm sprechen und ihm sagen, wie sehr sie ihn vermisste und wie wichtig er für sie war.

## Kapitel 22

Der ohrenbetäubende Applaus nach der letzten, atemberaubenden Nummer der Hochseiltruppe erfüllte das Zirkuszelt, ein tosender Chor aus kollektiver Begeisterung und befreiender Erleichterung, der die Zeltplane zum Vibrieren brachte. Doch für Martin war der Zauber gebrochen, das flüchtige Gefühl der Sehnsucht nach seiner verlorenen Welt wich abrupt der drückenden Realität seiner prekären Lage. Während die Menschen um ihn herum aufsprangen, in die Hände klatschten und ihre Stimmen vor Freude schallten, stand er auf und drängte sich langsam, fast widerwillig und mit einem Gefühl der Beklemmung, dem Ausgang entgegen. Das Gedränge war enorm, eine dichte, sich schiebende Masse aus Köpfen und Schultern, die alle gleichzeitig die magische Welt des Zeltes verlassen wollten. Martin spürte, wie der Hauch der Freiheit ihn für einen flüchtigen Moment umwehte, doch gleichzeitig wusste er mit bitterer Klarheit, dass dies nur eine trügerische Illusion war, ein Versprechen, das niemals eingelöst werden würde.

Im Chaos der sich entleerenden Reihen, inmitten des Stroms aus fremden Körpern, verlor sein Beschatter, der blasse, unauffällige Kriminalbeamte, ihn aus den



Augen. Für einen kurzen, kostbaren Augenblick war Martin tatsächlich allein, ein winziger, namenloser Fleck in der Strömung der sich schiebenden Menge, deren Gesichter sich im grellen Licht der Zirkuslampen auflösten.

Währenddessen war im Inneren des Zirkuszeltes die Lehrerin von Louises Klasse in heller Aufregung. Die Vorstellung war beendet, die Mädchen versammelten sich brav um sie, doch Louise fehlte. Ihre Augen suchten panisch die Reihen ab, glitten über die sich leerenden Sitze.

„Louise? Louise Riemann!“, rief sie. Ihre Stimme war eine Mischung aus Verzweiflung und aufsteigender Verärgerung, die sie kaum zu verbergen vermochte. Die anderen Mädchen zuckten mit den Schultern, sie hatten Louise nicht verschwinden sehen, zu sehr waren sie von der letzten Nummer gefesselt gewesen. Die Lehrerin spürte, wie ihr die Panik in den Nacken stieg.

Doch Louise war längst nicht mehr im Zelt. Sie hatte sich, kaum dass die letzte Fanfare verklungen war und das Publikum jubelte, geschickt und unbemerkt durch das Gedränge geschlängelt. Ihr Herz pochte wild, aber ihr Verstand war klar. Sie hatte Martin im Blick behalten, seinen unverwechselbaren Gang erkannt, auch wenn sie nicht ganz verstehen konnte, warum er so abwesend und gedankenverloren wirkte. Die Worte

der Lehrerin, die Rufe ihrer Freundinnen – alles verhallte hinter ihr, zu unwichtig, zu fern, während sie sich auf ihre dringende Mission konzentrierte, die in ihren Augen alles andere in den Schatten stellte. Sie musste ihn finden.

Sie folgte Martin unauffällig. Ihre kleine Gestalt verschwand geschickt in der Masse der Menschen, die den Zirkus verließen. Sie hielt einen gewissen Abstand, nicht zu nah, um nicht bemerkt zu werden und seine Aufmerksamkeit zu erregen, nicht zu weit, um ihn nicht in der sich verstreuernden Menge zu verlieren. Ihre Beine bewegten sich schnell und ausdauernd, ihre Augen folgten seiner dunklen Jacke durch die belebten, nun in die Dämmerung getauchten Straßen. Sie bog um Ecken, huschte durch schmale Gassen, immer auf den Spuren des Mannes, der in ihrer kindlichen Welt ihre einzige Familie geworden war. Die Angst, die sie seit dem letzten Wochenende geplagt hatte, der kalte Gedanke, dass sie Martin von ihr nehmen könnten, trieb sie unaufhörlich voran, wie ein unsichtbarer Motor.

Ein paar Straßen vom Zirkus entfernt, wo der Trubel langsam abebbte und die Häuser dichter wurden, holte Louise ihn schließlich ein. Martin ging gerade an einer verlassenen Bushaltestelle vorbei, sein Blick war

nachdenklich auf den Boden gerichtet, verloren in seinen eigenen Gedanken.

„Martin!“, rief Louise. Ihre Stimme war ein hohes, aufgeregtes Geräusch, das die aufkommende Stille der Straße durchbrach.

Martin zuckte zusammen, fuhr abrupt herum, sein Herz setzte einen Schlag aus. Sein Gesicht spiegelte ungläubige Überraschung wider, als er sie sah. Doch die Überraschung wich sofort einem breiten, echten Lächeln, das seine Augen strahlen ließ und die Müdigkeit aus seinen Zügen wischte.

„Louise! Was machst du denn hier?“, fragte er. Die Freude in seiner Stimme war unverkennbar, ein warmer Ton, der die Kälte der letzten Tage vertrieb und einen seltenen Moment der Leichtigkeit schuf. Er hatte nicht erwartet, sie zu sehen, schon gar nicht hier, so weit vom Internat entfernt, und allein.

Louise rannte die letzten Meter auf ihn zu und sprang ihm ohne Zögern in die Arme. Sie umarmten sich fest. Ihre Arme schlangen sich kraftvoll um seine Hüfte, sein Arm legte sich vorsichtig, aber schützend um ihre Schultern. Es war eine Umarmung, die mehr sagte als tausend Worte. Eine Umarmung, die Sicherheit, tiefes Vertrauen und eine unerschütterliche Zuneigung ausdrückte, die alle Widrigkeiten zu überwinden schien. Für Martin war es ein kurzer, aber intensiver

Moment der Klarheit, in dem die drückende Leere in seinem Kopf von der überwältigenden Wärme ihrer Umarmung verdrängt wurde.

„Ich hab dich vermisst!“, murmelte Louise in seinen Jackenärmel.

Martin löste sich leicht von ihr. Seine Augen waren ernst, seine Miene plötzlich wieder von Sorge gezeichnet. „Ich weiß, Louise. Ich weiß. Aber ich muss dich jetzt trotzdem zurückbringen. Deine Lehrerin macht sich bestimmt große Sorgen. Es könnte sonst noch größere Probleme geben.“

Louise schüttelte vehement den Kopf. Ihre Augen blickten ihn flehend an, glänzten vor ungeschminkter Sehnsucht. „Nein! Bitte nicht! Morgen habe ich Geburtstag. Ich ... ich würde ihn so gerne mit dir verbringen. Das ist alles, was ich mir wünsche. Bitte, Martin. Nur du bist meine Familie. Nur du bist jetzt noch für mich da.“

Martin zögerte. Ein tiefer Konflikt brach in ihm aus, ein Kampf zwischen Vernunft und Herz. Sein Verstand riet ihm zur sofortigen, unbedingten Vernunft. Sie musste ins Internat zurück, und zwar schnell. Die Polizei würde ihn noch mehr verdächtigen, wenn sie erfuhr, dass er Louise länger bei sich behielt, dass er ihre Rückkehr verzögerte. Die Konsequenzen könnten verheerend sein, sowohl für ihn als auch für Louise.

Doch Louises Augen, so flehend und voller kindlicher Sehnsucht, waren unwiderstehlich. Der Gedanke, sie allein im Internat ihren Geburtstag verbringen zu lassen, während ihr leiblicher Vater sie offensichtlich im Stich gelassen hatte, zerbrach ihm das Herz. Er wusste, dass er etwas Falsches tat, etwas höchst Gefährliches, das ihn weiter in die Falle treiben konnte. Aber in diesem Moment war das unsichtbare Band zu Louise stärker als jede Angst, jede Vernunft, jede drohende Konsequenz.

Ein leichtes, widerstrebendes Nicken. „Gut“, sagte Martin schließlich, seine Stimme war leise, fast ein Hauchen, aber voller Wärme. „Gut, Louise. Dann feiern wir deinen Geburtstag. Aber nur bis kurz nach Mitternacht. Dann bringe ich dich persönlich zurück ins Internat.“

Louises Gesicht leuchtete auf, alle Traurigkeit war wie weggeblasen, als wäre sie nie da gewesen. Ein strahlendes Lächeln erhellte ihre Züge. Sie sprang erneut in seine Arme. Martin schloss die Augen und spürte die warme, beruhigende Last ihrer Umarmung. Er wusste nicht, was die Nacht oder was der nächste Tag im Angesicht der Polizei bringen würde. Aber für diesen kostbaren Moment war er nicht der Verdächtige, der Gejagte, der Mann ohne Vergangenheit. Er war nur

Louises Familie. Und das, so spürte er tief in sich, war genug.

## Kapitel 23

Im Büro der Sonderkommission liefen die Aktivitäten auf Hochtouren. Die anfängliche, routinierte Hektik, die den Arbeitsalltag prägte, hatte sich in eine fieberhafte, fast panische Betriebsamkeit verwandelt. Jeder Winkel des Raumes schien vor Anspannung zu vibrieren, die Luft war wie elektrisch aufgeladen. Philipp von Zanten saß wie angenagelt an seinem Schreibtisch, die Stirn tief in Falten gelegt, die Augen müde, aber scharf, als das Telefon vor ihm ein weiteres Mal schrill klingelte. Jeder Anruf in diesen quälenden Stunden war ein Angriff auf seine bereits überstrapazierten Nerven, ein potenzielles neues Grauen, das sich vor ihm auftat und seine Hoffnung auf eine schnelle Lösung zerschlug.

„Von Zanten“, knurrte er in den Hörer, seine Stimme rau vom Schlafentzug und der ständigen Anspannung, die ihn seit Tagen fest im Griff hatte.

„Kommissar, wir haben eine dringende Meldung von unseren Leuten, die den Verdächtigen Steffens überwachen“, meldete sich eine junge Stimme am anderen Ende der Leitung, die kaum ihre eigene Anspannung verbergen konnte. Man hörte das hastige Atmen, die Unsicherheit. „Sie haben ihr Ziel verloren.“

Martin Steffens ist abgetaucht. Er konnte im Gedränge des Zirkus entkommen.“

Von Zantens Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. „Verloren?! Wie zum Teufel konnten sie ihn verlieren?!“, brüllte er in den Hörer. „Er sollte lückenlos überwacht werden! Das ist ein direkter Befehl von mir gewesen! Verdammt noch mal!“

Seine Faust schlug mit spürbarer Wucht auf den Schreibtisch, dass die Kugelschreiber darauf tanzten. Der Gedanke, dass Martin Steffens, der Mann, den er im Verdacht hatte, der Serienmörder zu sein, nun unkontrolliert und vielleicht schon auf der Jagd in der Stadt unterwegs war, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Kaum hatte er den Hörer aufgelegt, klingelte ein anderes Telefon, als wäre es eine makabre Regieanweisung des Schicksals. Von Zanten riss den Hörer hoch, seine Lippen pressten sich zusammen.

„Lyceum Andreanum hier! Frau Direktorin Schmidt!“, tönte die Stimme am anderen Ende. „Louise Riemann ist verschwunden! Wir können sie nirgends finden! Sie muss direkt nach dem Zirkus abhandengekommen sein!“

„Sie war im Zirkus?“ Von Zanten fiel fast der Hörer aus der Hand. Das war auch der Ort, wo Steffens zuletzt gesehen worden war!



In seinem Kopf klickten die Zahnräder mit einer mechanischen Präzision, die Puzzleteile fielen mit einem schrecklichen, ohrenbetäubenden Knall zusammen. Martin Steffens hatte seinen Beschatter abgeschüttelt. Louise Riemann war verschwunden. Und es war Samstagabend. Die Nacht, in der der Mörder zuletzt zugeschlagen hatte, in der er seine Opfer fand. Die Nacht, in der er sich sicher und ungestört fühlte. Ein kalter Schauer, eisiger und tiefer als alles zuvor, lief von Zanten über den Rücken.

Er ließ den Hörer sinken. „Er hat sie. Er hat sie sich geholt.“ Er sah die Fotos der unschuldigen Kinder, die an der Wand hingen, ihre leeren, starren Blicke, die ihn zu verfolgen schienen. Und jetzt Louise. Jetzt war es vielleicht nicht mehr nur ein „Vater“-Betrug. Sondern mehr.

„Wir kümmern uns sofort darum!“, rief er der Internatsleiterin zu, bevor er den Hörer auf den Tisch fallen ließ. Sein Gesicht war eine Maske aus Entschlossenheit.

„Großfahndung! Sofort!“, brüllte er. Seine Stimme überschlug sich. „Alle Einheiten mobilisieren! Jeder verfügbare Beamte wird auf die Straße geschickt! Suchradius vom Zirkus aus auf die gesamte Stadt ausweiten, jeden einzelnen Bezirk! Ich will jeden Winkel durchsucht haben! Jede verlassene Baustelle,

jeden verwinkelten Park, jede dunkle Gasse! Suchtrupps zu Fuß, Wärmebildkameras in die Luft, Spürhunde in jede verdächtige Ecke! Und eine sofortige Öffentlichkeitsfahndung nach Martin Steffens! Mit Phantombild! In jeder Nachrichtensendung, auf jeder Plakatsäule! Wir haben vielleicht den Kindermörder, und er hat sein nächstes Opfer!“

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das gesamte Präsidium. Telefone klingelten hysterisch, Funkgeräte knackten mit dringenden Befehlen, Sirenen heulten vor der Tür auf, ein unheilvoller Chor, der die Stille der Nacht zerschnitt. Helikoptergeräusche füllten den Himmel, ein riesiges Spinnennetz aus Lichtern und Sucheinheiten begann sich über das Stadtgebiet zu legen.

\*\*\*

Weit entfernt von der Hysterie der Polizeizentrale, aber dennoch von tiefer, lähmender Sorge gepackt, saßen Peter Petersen und Ellen Kaiser in Petersens Werkstatt. Die grellen Neonlichter der Halle konnten die Schatten in ihren Gesichtern nicht vertreiben. Ellen hatte ihn sofort aufgesucht, nachdem sie die beängstigende Nachricht von Louises Verschwinden gehört hatte. Die Ereignisse im Internat, Martins Verhaftung, die

schreckliche Ahnung, die nun zur Gewissheit wurde – all das lag wie ein schwerer, erdrückender Schatten über ihnen, lähmte ihre Bewegungen.

„Sie ist weg, Peter!“, sagte Ellen, ihre Stimme zitterte unkontrolliert, kaum hörbar. „Louise ist verschwunden! Und Martin ... niemand weiß, wo er ist! Sie werden ihn jagen! Sie werden ihn fassen!“ Ihre Augen waren weit vor Angst, sie spiegelten das Licht der Deckenbeleuchtung wider, wie zwei dunkle Seen. Der Gedanke an die jüngsten Schlagzeilen, an die verstümmelten Träume der vermissten Kinder, presste ihr die Kehle zu. Die unheimliche Ahnung, die sie im Internat gespürt, die sie so verzweifelt zu verdrängen versucht hatte, war nun eine schreckliche, unausweichliche Gewissheit. Die Polizei würde Martin für den Mörder halten, den man seit Wochen jagte. Sie würde ihn jagen, ohne zu zögern, und Louise ...

Petersen, der gerade noch die Abendnachrichten verfolgt hatte, hörte die beunruhigende Meldung von der Großfahndung. Sein Gesicht wurde kreidebleich, als der Name Martin Steffens fiel und das Phantombild, das sie von Martin angefertigt hatten, auf dem Bildschirm eingeblendet wurde.

„Verdammt!“, fluchte er leise. Seine Stimme war rau und voller Verzweiflung. „Sie haben ihn im Visier. Sie

glauben, er ist es. Mein Gott, Ellen, das ist eine Katastrophe!“

Er drehte sich zu Ellen um, seine Augen waren voller Verzweiflung, ein Ausdruck tiefer Sorge, die seine sonst so ruhigen Züge entstellte. „Ich muss ihn finden, Ellen. Ich muss ihn finden, bevor sie es tun. Bevor sie ihn fassen, bevor sie ihn verurteilen. Er würde einem Kind niemals etwas antun. Niemals! Ich schwöre es dir!“

Ellen nickte, Tränen stiegen ihr in die Augen und liefen über ihre Wangen. Ihr Gewissenskonflikt, der sie so lange gequält hatte, war nun einer klaren, unerschütterlichen Entschlossenheit gewichen. Die Zweifel an Martins Unschuld waren noch da, flüchtig und quälend, wie kleine, stechende Nadeln in ihrem Hinterkopf, aber ihre unerschütterliche Loyalität zu Louise und die aufkeimende, tiefe Sorge um Martin waren stärker und überragten alles. Sie musste Martin finden. Und Louise. Bevor es zu spät war. Bevor die Jagd ein blutiges Ende fand.

„Wir müssen sie finden“, pflichtete Ellen Petersen bei. „Ich helfe dir, Peter. Wir müssen sie finden, bevor die Polizei sie findet. Bevor ...“ Sie konnte den schrecklichen Gedanken nicht aussprechen, dass es für Louise zu spät sein könnte, dass Martin doch derjenige war, den sie alle fürchteten.

Petersen nickte, seine Miene war entschlossen. Er zog seinen Mantel an, griff nach den Autoschlüsseln, die an einem Haken hingen. „Ich weiß, wo er vielleicht hingehen könnte. Ein Ort, der für ihn eine Rolle gespielt hat, auch wenn er sich nicht erinnert. Ein Ort, der ihn vielleicht an seine Vergangenheit bindet.“ Er sah Ellen an, ein stummer Appell. „Bist du dabei?“

Ellen nickte entschlossen. Ihre Augen waren klar, frei von Zweifel. „Ja. Ich bin dabei. Egal, was es kostet.“

Sie verließen die Werkstatt, traten hinaus in die kühle, dunkle Nacht, die bereits von den Geräuschen der Großfahndung erfüllt war. Die Sirenen heulten bereits in der Ferne, ein unheilvoller Chor, der die Dunkelheit zerschnitt und das kommende Chaos ankündigte. Blaue Lichter blitzten am Horizont auf. Die Jagd hatte begonnen. Eine Jagd, die Martin, den Mann ohne Erinnerung, als Opfer und als Täter sah. Eine Jagd, deren Ausgang ungewiss war und bei der das Leben eines kleinen Mädchens auf dem Spiel stehen konnte.

## Kapitel 24

Nach dem ohrenbetäubenden Jubel, dem rhythmischen Applaus und dem bunten Chaos der letzten Vorstellung hatte sich auf dem riesigen Zirkusgelände eine unheimliche, fast gespenstische Ruhe ausgebreitet. Nur kurz zuvor hatte dieser Ort vor unbändiger Energie und staunendem Leben nur so gestrotzt, doch nun waren die Besucher wie von Geisterhand verschwunden und die Attraktionen zum Schweigen gebracht. Die großen, wettergebleichten Zelte ragten wie schlafende Riesen in die beginnende Dunkelheit des Abends, ihre riesigen Planen flatterten leise und unregelmäßig im kühlen Wind, als würden sie alte Geschichten flüstern. Nur in ein paar der älteren Wohnwagen, die kreisförmig angeordnet waren und ein provisorisches Dorf bildeten, brannte noch Licht – warme, gelbe Flecken, die ein Gefühl von heimeliger, fast melancholischer Stille vermittelten, wie kleine Inseln der Geborgenheit in der Leere. Der Geruch von Sägespänen vermischte sich nun mit dem kühleren, feuchteren Aroma der hereinbrechenden Nacht und dem fernen, leicht stechenden Geruch von Tiermist.

Martin und Louise standen abseits, versteckt hinter einem der größeren Wagen, der nach den schweren, erdigen Gerüchen von Elefanten und Heu duftete.

Louise drückte sich eng an Martins Seite. Die anfängliche Euphorie über ihren geheimen, verspäteten Geburtstag im Schatten des Zirkus war einer nachdenklichen, fast besinnlichen Stimmung gewichen. Sie lauschten dem leisen Geräusch des Windes, der durch die Zeltleinen strich, und den gedämpften, fernen Geräuschen aus den beleuchteten Wohnwagen, die wie fremde Inseln der Normalität wirkten.

„Martin?“, fragte Louise schließlich, ihre Stimme kaum mehr als ein zartes Flüstern, das im Wind fast unterging. Sie blickte auf zu dem riesigen Hauptzelt, dessen Kuppel sich dunkel und majestätisch gegen den bereits sternenklaren Himmel abzeichnete, ein Ort unendlicher Möglichkeiten. „Glaubst du ... glaubst du, ich könnte auch einmal so schweben?“

Ihre Augen glänzten im schwachen Licht, als sie davon sprach, ihre kindliche Sehnsucht war greifbar, fast schmerzhaft in ihrer Intensität. Sie deutete nach oben, zu dem imaginären Trapez, das sie zuvor so bewundert hatte. „Wie die Artisten heute Abend? So hoch oben, unter der Zirkuskuppel? Einfach fliegen?“

Martin spürte, wie sich ein Kloß in seinem Hals bildete, ein schmerzhaftes Zusammenziehen, das ihm das Atmen erschwerte. Er sah das Leuchten in ihren Augen, das so rein und unschuldig war, so voller ungetrübter Hoffnung. Doch seine eigenen

Erinnerungen an die Höhe waren andere, seine Erfahrungen waren von einem Trauma überschattet, das er nicht zuordnen konnte, das ihn aber mit eiskalter Hand packte, sobald er an Abgründe dachte.

„Louise“, begann er mit belegter Stimme, „das ist ... das ist gefährlich. Das ist nicht einfach. Die Artisten trainieren ihr ganzes Leben dafür, wissen um jeden Griff, jeden Muskel. Das ist kein Spiel.“

Er versuchte abzuwiegeln, wollte sie vor etwas beschützen, das er selbst nicht verstand, dessen wahre Schrecken er nicht in Worte fassen konnte. Die diffuse Angst, die ihn beim Anblick der Trapezkünstlerin überkommen hatte, war noch immer präsent, lauerte wie ein Schatten in seinem Inneren.

Louise ließ seine Hand los und drehte sich vollständig zu ihm um. Ihre Schultern waren nun aufrecht, ihre Augen ernst und unerschütterlich.

„Aber du könntest es doch, oder?“, fragte sie. „Du warst doch auch Artist, Peter hat es Ellen erzählt. Er hat gesagt, du wärest der Beste gewesen.“

Ihre Worte trafen ihn ins Mark, enthüllten eine Wahrheit über seine eigene Vergangenheit, an die er sich selbst nicht erinnerte, die er aber durch die Augen dieses Mädchens sah.

„Du könntest mich halten. Ich weiß es.“ Sie vertraute ihm blind, sah ihn nicht als den Betrüger, den die Welt



in ihm sah, nicht als den potenziellen Mörder, der in den Nachrichten gesucht wurde. Sie sah den Beschützer. Denjenigen, der die Schwerkraft überwinden konnte.

Martin spürte einen tiefen Schmerz in seiner Brust, eine schmerzhaft Mischung aus Trauer über das Verlorene, über die ausgelöschte Vergangenheit, und einer tiefen, unerschütterlichen Zuneigung zu diesem kleinen Mädchen, die sich in sein leeres Herz graben wollte. Er sah die Sehnsucht, die in ihren Augen brannte, so klar und rein, so unverfälscht und stark. Er wusste, dass das hier mehr war als nur ein kindlicher Wunsch. Es war Louises Art, ihn zu bitten, zu zeigen, dass er noch da war, der Martin, der die Welt in seinen Händen halten konnte. Der Martin, der sie schweben lassen konnte, auch wenn er selbst in einem Absturz verfangen war. Ihre Bitte war ein Akt des Vertrauens, eine Brücke zu seiner verlorenen Identität.

„Es ist ziemlich gefährlich, weißt du“, versuchte er noch einmal, Louise von ihrem Wunsch abzubringen. „Und am Trapez zu fliegen, das erfordert sehr viel Übung.“

„Aber du kannst das doch, oder?“

Martin seufzte. „Vielleicht. Ich kann mich nicht mehr erinnern. Und selbst wenn, dann würde ich das erst mal alleine versuchen.“

Louise überlegte einen Moment. „Na gut. Dann nimm mich einfach nur mit nach oben auf die Plattform. Das kann doch nicht so gefährlich sein, oder? Und es wäre das schönste Geburtstagsgeschenk, das du mir machen könntest.“

Martin entwich ein weiterer, tiefer Seufzer, erfüllt von Resignation und einer wachsenden Entschlossenheit. Er konnte ihr diesen Wunsch nicht abschlagen. Nicht jetzt, wo sie so zutiefst unglücklich war und er sie hierhergeführt hatte. Nicht jetzt, wo er ihr so viel Kummer bereitet hatte, auch wenn er es nicht bewusst gewollt hatte.

„Nur eine Kleinigkeit, Louise“, sagte Martin schließlich. Seine Stimme war leise, aber fest. „Wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein. Und sobald du das Gefühl hast, dass es zu viel für dich ist, sagst du es mir.“

Louise sprang freudig in die Höhe. „Ja, das mach ich. Aber ich kriege bestimmt keine Angst, wenn du bei mir bist.“

Martin wusste, dass ein Aufstieg mit ihr ein Risiko war. Aber zugleich spürte er, wie wichtig es nicht nur für sie war, sondern auch für ihn selbst. Er musste Verantwortung für Louise übernehmen – und er war bereit, dieses Risiko einzugehen.

Weit entfernt vom stillen, nun schlafenden Zirkusgelände, im Lagezentrum der Kriminalpolizei, hatte die panische, unaufhörliche Betriebsamkeit kein Ende gefunden. Die Spannung war so dick, dass man sie hätte schneiden können.

Philipp von Zanten, seine Augen rot unterlaufen, von unzähligen Tassen Kaffee und schlaflosen Nächten gezeichnet, starrte wie gebannt auf eine digitale Karte der Stadt, die an der Wand hing. Jeder Straßenblock war von einem blauen Lichtpunkt markiert, der die Positionen der Suchtrupps anzeigte, doch die entscheidende Nadel im riesigen Heuhaufen der Stadt fehlte noch immer. Die Zeit rannte ihnen davon, unerbittlich und gnadenlos. Mit jeder verstrichenen Minute wuchs die Angst, dass Louise das nächste Opfer sein würde, ein weiterer Name auf der bereits zu langen Liste des Schreckens.

Das Telefon auf von Zantens Schreibtisch klingelte erneut, ein schriller Ton, der die angespannte Stille zerriss. Er riss den Hörer hoch, seine Miene war angespannt, seine Muskeln verkrampft. „Von Zanten!“, bellte er.

„Kommissar, wir haben eine Meldung aus dem Viertel, wo der Zirkus ist!“, meldete sich eine aufgeregte Stimme am anderen Ende der Leitung. „Ein

Anwohner hat einen Mann gesehen, der der Beschreibung von Steffens entspricht. Die Identifizierung ist nicht hundertprozentig, aber die Merkmale passen. Und ... er war mit einem kleinen Mädchen zusammen. Sie haben gemeinsam das Zirkusgelände betreten, Kommissar!“

Von Zantens Augen weiteten sich. Das Zirkusgelände. Ein Ort, der wie geschaffen war für ein ungesehenes Verbrechen. Dunkel, verwinkelt, voller Verstecke, eine perfekte Kulisse für einen Serienmörder. Und Martin Steffens hatte eine bekannte, aber nebelhafte Vergangenheit im Zirkus. Die Puzzleteile fügten sich erneut zusammen, diesmal mit einer beängstigenden, unerbittlichen Klarheit, die keinen Zweifel zuließ. Er hatte Louise dorthin gelockt. Dorthin, wo niemand sie finden würde. Dorthin, wo er die Kontrolle hatte.

„Verdammt!“, fluchte von Zanten. Seine Stimme war erfüllt von einem kalten, brennenden Zorn, der seine Adern zum Glühen brachte. „Das war es! Das ist der Ort! Er will sie dort umbringen! Sofort alle verfügbaren Einheiten zum Zirkusgelände! Das ist er! Ich will das ganze Gelände umzingelt haben!“

Er riss seinen Mantel vom Stuhl und griff nach seiner Waffe. Innerhalb von Sekunden füllten die Sirenen der Polizeiwagen erneut die Nacht. Von Zanten stürmte

aus dem Büro, sein Herz raste, eine unerschütterliche Entschlossenheit in seinen Augen. Er würde Martin Steffens fassen. Und er würde Louise retten. Wenn es nicht bereits zu spät war und sie das nächste Opfer auf der schrecklichen Liste des Mörders geworden war.

## Kapitel 25

Die Stadt war ein dunkles, unübersichtliches Labyrinth, ein sich ausbreitendes Geflecht aus Schatten und schwachen Lichtern, durchbrochen von flackendem Blaulicht, als Ellen langsam durch die nächtlichen Straßen fuhr. Ihre Augen musterten jede Gasse, jeden Hauseingang, jeden verborgenen Schatten, der eine Antwort verbergen könnte. Die Sirenen heulten in der Ferne, ein unheilvoller, klagender Chor, der die Stille der Nacht zerschnitt und ihre eigene, wachsende Angst noch verstärkte, sie auf einen Höhepunkt der Nervosität trieb. Sie suchte nicht nur nach Martin oder Louise, sondern nach der Wahrheit, getrieben von einer schrecklichen, eisigen Ahnung, die sich wie ein kalter Stein in ihrem Magen festgesetzt hatte. Die Uhr tickte unerbittlich, ein unbarmherziger Taktgeber, und jede verstrichene Minute erhöhte die Wahrscheinlichkeit, dass sie zu spät kommen würde, dass ein weiteres unschuldiges Leben verloren sein würde.

In einer menschenleeren Wohnstraße, nur spärlich von den gelben, flackernden Lichtern der Laternen beleuchtet, die lange, verzerrte Schatten warfen, sah sie plötzlich zwei dunkle Gestalten vor sich. Ein Mann und ein Mädchen. Von hinten. Ihr Herz schlug bis zum Hals, ein panisches Trommeln gegen ihre Rippen. Dieselbe

Größe, dieselbe Statur wie Martin, sogar seine typische Haltung. Und das Mädchen ... die gleiche kleine Figur, die gleiche, helle Kleidung wie Louise!

Sie bremste scharf, der Wagen kam abrupt, zum Stehen. Ohne zu zögern, riss Ellen die Fahrertür auf und sprang heraus. Die Kälte der Nachtluft schlug ihr ins Gesicht.

„Martin! Louise!“, rief sie. Ihre Stimme war heiser, schrill, geprägt von der extremen Anspannung, die sie fast ersticken ließ.

Der Mann zuckte zusammen. Seine Bewegung war unnatürlich ruckartig. Sofort war Ellen klar, dass das nicht Martin sein konnte. Blitzschnell packte er das Mädchen grob am Arm, so fest, dass das Kind einen Schmerzlaut von sich gab, der Ellen durch Mark und Bein ging. Dann zerrte er sie mit brutaler Kraft in eine dunkle Toreinfahrt, die wie ein schwarzer, gähnender Schlund in der grauen Häuserwand lag. Die undurchdringlichen Schatten verschluckten sie vollständig, ließen nichts als eine bedrohliche Leere zurück.

Ellens Herz hämmerte in ihrer Brust, ein wilder, unkontrollierter Rhythmus. Ein kalter Schock durchfuhr sie, eisiger als die Nachtluft, der ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. Das Grauen, das sie die ganze Zeit gefürchtet, das sie so verzweifelt zu

verdrängen versucht hatte, materialisierte sich nun in seiner schrecklichsten Form vor ihren Augen. Der Mörder! Und er hatte ein weiteres Opfer!

Sie hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass dies der Mann sein musste, den alle suchten. War es Dreistigkeit, die ihn ausgerechnet in dieser Nacht, in der die Stadt vor Polizei nur so wimmelte, zuschlagen ließ? Oder war es bewusst so geplant?

Ohne einen Gedanken an ihre eigene Sicherheit, an die Gefahr, in die sie sich stürzte, stürmte Ellen los. Ihre Absätze klackerten laut und unregelmäßig auf dem Bürgersteig. Sie bog scharf in die dunkle Toreinfahrt ein, blind vor Angst und einer unerschütterlichen Entschlossenheit, das Kind zu retten. Die Dunkelheit schluckte sie und umhüllte sie vollständig, der Geruch von Moder, altem Müll und einer undefinierbaren, fauligen Süße stieg ihr in die Nase. Sie stolperte fast über etwas, das auf dem Boden lag. Ein kleiner, regloser Körper.

Sie beugte sich hinab, ihre Hände griffen zitternd nach dem Mädchen. War sie noch am Leben? Schlag ihr Herz noch? Doch bevor sie den Puls des Mädchens fühlen konnte, packten sie von hinten kräftige Hände. Sie wurde weiter in die dunkle Einfahrt hineingezogen, in die undurchdringlichsten Schatten, wo die Sicht noch schlechter war, fast nicht existent.



Adrenalin schoss wie ein Blitz durch ihre Adern. Ihre Sinne schärften sich. Dies war ein Kampf auf Leben und Tod, eine brutale Realität, die sie bis dahin nur aus Filmen kannte. Sie war keine starke Kämpferin, keine Heldin, aber sie hatte keine Wahl, als zu kämpfen. Mit allen Kräften, die sie aufbringen konnte, wehrte sie sich. Sie stieß einen verzweifelten, kehlig klingenden Schrei aus, trat um sich, schlug mit den Ellbogen blindlings in die Dunkelheit. Die Hände, die sie gepackt hielten, waren rau und kräftig. Sie hörte das Keuchen ihres Angreifers, spürte seinen wilden Atem im Nacken.

Mit einem verzweifelten Ruck, der all ihre verbliebenen Kräfte forderte, konnte sie sich aus dem eisernen Griff winden. Sie taumelte zurück, stolperte über ihre eigenen Füße und drehte sich dabei. Im schwachen, trüben Licht des Hauseingangs, das gerade noch durch die absolute Dunkelheit drang, sah sie ihren Angreifer. Sein Gesicht war eine groteske Fratze, verzerrt von einem wilden, animalischen Grinsen. Seine Augen funkelten. Der Mann trieb sie weiter in den düsteren Hinterhof hinein, tiefer in eine Falle, aus der es scheinbar kein Entkommen gab.

Ellens Herz hämmerte wie wild, ein schneller, unregelmäßiger Rhythmus, der in ihren Ohren dröhnte. Ihre Lungen brannten, sie rang nach Luft. Sie stolperte über einen alten, verrosteten Roller, der mitten im Weg

lag, und fiel rücklings zu Boden. Der Aufprall schickte einen stechenden Schmerz durch ihren Rücken, doch sie spürte ihn kaum. Der Mann kam langsam, bedrohlich auf sie zu, seine Schritte waren schleppend, wie die eines Jägers, der seine erschöpfte Beute umkreist. Im schwachen, flackernden Licht sah sie, wie etwas in seiner Hand aufblitzte, ein kurzer, metallischer Glanz. Ein Messer! Die Klinge reflektierte das entfernte Licht der Laternen, kalt und gnadenlos.

Sie versuchte, sich mit den Händen aufzustützen, um wieder auf die Beine zu kommen, um der drohenden Gefahr zu entgehen, als ihre Finger etwas unter ihrer Hand spürten. Etwas Hartes, Holzartiges. Ein abgebrochener Besenstiel, dessen raue Oberfläche sich in ihre Haut bohrte. Ihre Finger krallten sich darum, umklammerten ihn fest. Ein Funken Hoffnung durchzuckte sie wie ein Blitz in der Dunkelheit.

Der Mann beugte sich über sie, seine Grimasse wurde grotesker, das Messer hob sich, bereit zum tödlichen Stoß. Ellen glaubte, die erbarmungslose Kälte in seinen Augen wahrnehmen zu können, die keinen Zweifel an seinen Absichten ließ. Und dann, mit einer plötzlichen, unerwarteten Kraft, die sie nicht von sich erwartet hätte, schlug sie zu. Sie holte aus und traf ihn mit dem Spatenstiel, dessen abgebrochene Kante einen dumpfen Aufprall verursachte.

Ein Schmerzensschrei, der durch die Nacht hallte und von den Hauswänden zurückgeworfen wurde.

Der Mann stolperte zurück, taumelte, riss seine Hände hoch an die Stirn, wo der Schlag ihn getroffen hatte. Das Messer entglitt ihm und fiel mit einem Klirren auf den Boden. Ellen nutzte die Überraschung ihres Gegners. Sie rappelte sich mit schmerzenden Gliedern auf, packte den alten Roller, der sie zu Fall gebracht hatte, hob ihn mit letzter, verzweifelter Kraft hoch und schleuderte ihn auf den Mann. Der Roller traf ihn mit einem dumpfen Aufprall, und der Mann ging zu Boden. Sein Schrei wurde zu einem Keuchen, als ihm die Luft aus den Lungen gepresst wurde.

Im Haus hinter ihr gingen die ersten Lichter an. Ein Fenster im ersten Stock wurde geöffnet, ein Kopf lugte heraus. Jemand hatte die Schreie gehört, die Geräusche, den Tumult.

Der Mann kam mühsam wieder auf die Beine, humpelte zur Toreinfahrt, in Richtung Straße, um zu entkommen. Seine Bewegungen waren ungelenk, Ellen musste ihn wohl ziemlich hart getroffen haben. Sie wusste, sie durfte ihn nicht entkommen lassen. Nicht nach alledem, was geschehen war. Dieser Mensch durfte nicht mehr frei herumlaufen! Sie rannte hinterher, ihre Lungen brannten, jeder Schritt schmerzte, aber die Entschlossenheit trieb sie an.

Als der Mann die Toreinfahrt fast erreicht hatte und das Licht der Straßenlaternen schon auf ihn fiel, drehte er sich plötzlich um. Seine Augen waren voller roher Wut. Er packte Ellen mit ungeheurer, verzweifelter Kraft und drückte sie hart gegen die feuchte, kalte Wand der Einfahrt. Ihre Luftröhre wurde zugeschnürt, ihre Kehle brannte. Seine Finger pressten sich um ihren Hals, die Welt begann sich zu verdunkeln, schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen. Der Tod schien zum Greifen nah.

Doch in diesem letzten, verzweifelten Moment, als ihr die Lichter vor den Augen verschwammen und sie sich schon verloren glaubte, hörte sie ein scharfes Bremsen auf der Straße, ein quietschendes Geräusch von Reifen. Ein Polizeiwagen. Blaue Lichter blitzten in der Einfahrt auf, tauchten die Szene in ein gespenstisches Licht, zwei Schatten sprangen aus dem Wagen.

Zwei Polizisten stürzten sich auf den Mann, rissen ihn mit vereinten Kräften von Ellen weg. Die Hände, die sie gewürgt hatten, lösten sich. Sie sank zu Boden, hustete und rang mit schmerzender Lunge nach Luft. Neben sich sah sie die Umrisse der Polizisten, die den Mann zu Boden drückten, seine Flüche hallten durch die Nacht.

Sie hatte es überlebt.

## Kapitel 26

Das riesige Zirkuszelt lag in einer tiefen, gespenstischen Stille. Es war eine Stille, die beinahe zu hören war, ein Vakuum, das den Nachhall vergangener Freudenschreie aufzusaugen schien. Die grellen Scheinwerfer waren erloschen, und nur ein paar vereinzelte Notlichter, wie kleine, einsame Sterne, tauchten die weite Manege und die hohen Masten in ein spärliches, fast mystisches Dämmerlicht. Der riesige, leere Raum wirkte wie eine Kathedrale der vergessenen Träume, gewaltig und doch intim.

Martin und Louise standen in der Mitte der Manege, winzige, fast verlorene Punkte unter der gigantischen Kuppel. Louise blickte mit einer Mischung aus Ehrfurcht und kindlicher Faszination nach oben. Ihr Blick hing an den schmalen Trapezstangen und den Seilen, die wie dunkle Linien im oberen Teil des Zeltes schwebten.

„Willst du wirklich?“, fragte Martin noch einmal. Seine Stimme war leise. Er spürte, wie sich in ihm eine wirre Mischung aus tiefer Angst, schrecklicher Erinnerung an einen tödlichen Sturz, und einer gleichzeitig starken, unerklärlichen Anziehung zu diesem verbotenen und doch so vertrauten Ort regte. Die Erinnerungen, die so lange verdeckt worden waren,

brachen sich jetzt langsam Bahn, so wie ein Lavastrom, der nur noch eine kurze Erdbedeckung durchstoßen muss, um frei herauszufließen.

Martin wusste, er musste dort hoch. Wenn er jetzt kehrtmachte, dann würde er sich nie wiederfinden und für immer verloren sein.

In seinem Magen spürte er ein flauendes Gefühl, und jede Faser seines Körpers zitterte vor panischer Angst, diese Höhe zu erklimmen. Doch Louises Augen leuchteten im schwachen Licht, erfüllt von einer unschuldigen, unerschütterlichen Überzeugung, die alle seine Bedenken zu überstrahlen schien.

Sie gab ihm ein entschlossenes, stummes Versprechen. Ein Versprechen, die Angst, auch ihre eigene, zu überwinden und einen Traum zu leben.

Martin spürte, wie sein Herz schneller schlug, ein unregelmäßiger Rhythmus gegen seine Rippen. Er war nicht der strahlende Held, den sie in ihm sah, nicht der unbezwingbare Artist seiner vergessenen Vergangenheit. In diesem Moment, unter dieser Zirkuskuppel, war er nur Martin, der Mann, der Louise ein Versprechen gegeben hatte. Die Last dieses Versprechens war immens, aber Louises Vertrauen schien ihn zu tragen.

„Kletter auf meinen Rücken“, sagte Martin. Seine Stimme war fester geworden, eine neue

Entschlossenheit, wie sie Louise bei ihm noch nicht kannte, lag darin. „Umfass meinen Hals ganz fest. Und egal, was passiert, lass niemals los. Versprich es mir.“

Louise zögerte nicht. Mit der Leichtigkeit eines Affen legten sich ihre Arme um seinen Nacken, ihre Beine um seine Taille. Sie war überraschend leicht, fast schwerelos, doch Martin spürte die immense Last ihrer Erwartungen, ihres grenzenlosen Vertrauens, das auf seinen Schultern ruhte. Er ging zielstrebig zu einem der dicken Masten, die die gewaltige Zeltkuppel stützten, ein alter Wegweiser in einer fremden und doch so vertrauten Welt. Das Holz war rau, seine Oberfläche voller Splitter und Schrammen, Zeugen unzähliger Aufstiege, die Sprossen waren weit auseinander und für eine Kinderhand unerreichbar.

Zögernd griff Martin nach der ersten Sprosse, seine Finger tasteten unsicher nach Halt, eine winzige Spur von Schweiß bildete sich auf seinen Handflächen. Er blickte kurz zu Louise, deren Gesicht dicht an seinem Ohr lag. Sie atmete ruhig und gleichmäßig, ihre Augen waren geschlossen, eine Verkörperung von Vertrauen, die ihm Kraft gab.

„Festhalten“, murmelte er. Seine Stimme war ein Hauch, der sich im riesigen Raum verlor.

Er zog sich hoch, die Muskeln in seinen Armen spannten sich an, dehnten sich unter der Anstrengung.

Ein dumpfer Schmerz durchfuhr seine Schultern, die noch immer von dem alten Unfall gezeichnet waren, ein Echo vergangener Qualen. Doch mit jedem Handgriff, mit jedem sicheren Fußtritt, der ihn höher trug, wuchs eine seltsame, unheimliche Vertrautheit in ihm. Seine Bewegungen wurden flüssiger, präziser, fast instinktiv, als würde sein Körper eine vergessene Sprache sprechen. Es war, als würde sein Körper sich erinnern, auch wenn sein Geist die Erinnerungen nicht greifen, nicht festhalten konnte. Die lähmende Angst vor der Höhe wich einem überwältigenden Gefühl der Kontrolle, einer beinahe magischen Macht über die Schwerkraft, die er einst besessen hatte und nun wieder spürte. Der dumpfe Schmerz machte einer aufkeimenden, alles durchdringenden Euphorie Platz, einem Rausch der Befreiung.

Handgriff für Handgriff erklimm er den Mast, Louise fest und sicher auf seinem Rücken. Die Manege wurde kleiner und kleiner, schrumpfte zu einem winzigen Kreis unter ihnen, während die Zeltkuppel näher und näher rückte. Die Oberfläche war nun schon in allen Details sichtbar. Martin spürte den leichten Windhauch, der durch die Lüftungsöffnungen an der Zeltspitze wehte, und die unendliche Freiheit, die er so lange vermisst hatte. Er war wieder dort, wo er hingehörte - in der Luft, zwischen Himmel und Erde.



Als er schließlich oben war, nur wenige Meter unter der höchsten Spitze des Zelt, kletterte er auf eine kleine, wackelige Plattform und setzte Louise vorsichtig ab.

„Halt dich gut fest und beweg dich nicht.“ Er deutete auf ein Seil, das eng am Mast anlag.

Louise nickte und gehorchte. Sie sah jetzt gar nicht mehr so zuversichtlich aus wie noch vor einigen Minuten, und einen Augenblick lang machte er sich einen Vorwurf, sie hier hoch getragen zu haben.

„Willst du wieder runter?“, fragte er besorgt.

Sie schüttelte den Kopf. Langsam senkte sie den Blick und schaute in das riesige, leere Zelt hinab, das sich unter ihnen ausbreitete. Die Stille war überwältigend, ein tiefes, friedliches Schweigen, das nur vom leisen Flattern der Zeltplanen unterbrochen wurde. Die Reihen der Sitze waren dunkel, nur schemenhaft erkennbar, die Manege ein winziger, ferner Kreis weit unter ihnen. Und über ihnen, unerreichbar und doch so nah, funkelten die Sterne, die durch die kleine, runde Öffnung in der Kuppel sichtbar wurden, wie Diamanten auf schwarzem Samt.

Ein glückliches Lächeln breitete sich langsam auf ihrem Gesicht aus. Ein Lächeln, das auch Martins Augen zum Leuchten brachte, das die tiefe Leere für einen kostbaren Moment vertrieb und seine Züge

erhellte. Er hatte Louise ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt. Und er hatte einen kleinen, aber entscheidenden Teil seiner selbst wiedergefunden.

\*\*\*

Zur selben Zeit erreichte Philipp von Zanten das Zirkusgelände. Zahllose blaue Lichter tauchten die Umgebung in ein gespenstisches Licht. Von Zantens Gesicht war eine Maske aus kalter Entschlossenheit. Die Möglichkeit, dass der gesuchte Mörder hier war, dass er sein nächstes unschuldiges Opfer in seine Gewalt gebracht hatte, trieb ihn an, mit einer Intensität, die alles andere in den Schatten stellte.

„Alle Einheiten!“, rief von Zanten in sein Funkgerät. „Das Gelände umstellen! Keinen entkommen lassen! Ich will jeden Winkel durchsucht haben, jeden Wohnwagen, jeden Käfig, jeden Winkel! Er muss hier sein! Und das Mädchen auch. Wir müssen sie so schnell wie möglich finden!“

Seine Beamten schwärmten aus, eine Welle von Schatten, die sich über das weite Zirkusgelände ergoss. In den Wohnwagen gingen Lichter an, Türen öffneten sich. Die Beamten forderten die Zirkusleute auf, in ihren Wagen zu bleiben. Sie teilten sich auf, durchkämmten systematisch die Wohnwagen, die

Tiergehege, die kleineren Zelte, kein Versteck sollte unentdeckt bleiben.

Die Anspannung war greifbar. Jeder Beamte wusste, was auf dem Spiel stand – das Leben eines Kindes. Die Suchscheinwerfer der Polizeiwagen schwenkten unermüdlich über das Gelände, ihre grellen Lichter tanzten über die Zeltplanen und warfen lange, flackernde Schatten, die wie Gespenster wirkten. Jede Sekunde zählte, wurde zu einer Ewigkeit.

Philipp von Zanten spürte, dass er kurz davor stand, diesen Fall zu einem Ende zu bringen. Seine Augen fixierten das riesige Hauptzelt, das wie ein schlafender, dunkler Koloss in der Dunkelheit lag. Er spürte, dass die Lösung, die Antwort auf all ihre Fragen, hier war, in diesen stillen, unheimlichen Schatten. Und er würde sie finden, koste es, was es wolle.

## Kapitel 27

Die Stille auf der kleinen, wackeligen Plattform, hoch oben unter der gewaltigen Zirkuskuppel, war von einer zerbrechlichen, fast magischen Qualität. Martin blickte mit einem leisen, fast ungläubigen Lächeln auf das riesige, leere Zelt hinab, das sich unter ihnen ausbreitete wie ein schlafender Ozean, und Louise strahlte ihn an. Ihr junges Gesicht leuchtete im spärlichen, unzureichenden Notlicht, das die Dunkelheit kaum durchdrang. Für einen kostbaren, flüchtigen Moment waren sie allein, geborgen in ihrem kleinen, unantastbaren Reich, fernab aller Sorgen der Welt. Doch diese zerbrechliche Idylle war nur von kurzer Dauer.

Denn dann stürmten Philipp von Zanten und seine Beamten herein. Lichter von Taschenlampen tanzten unruhig, fast fieberhaft, durch die Dunkelheit des Zeltes, gefolgt von dem scharfen Ruf eines Beamten: „Suchscheinwerfer!“ Ein gleißender, blendender Lichtkegel schoss nach oben, zitterte kurz, als er sein Ziel suchte, und fixierte dann gnadenlos Martin und Louise auf ihrer winzigen, exponierten Plattform, wie gefangene Tiere im Scheinwerferlicht.

„Martin Steffens!“, dröhnte von Zantens Stimme durch das riesige Zelt, verstärkt durch ein Megafon, das

seine Worte wie einen Donnerhall klingen ließ. „Kommen Sie mit dem Mädchen sofort herunter! Sofort!“ Seine Worte hallten von den Zeltwänden wider.

Martin spürte den eisigen Griff, der sich um sein Herz legte. Er blickte auf die bewaffneten Beamten, die am Boden ausschwärmten. Ihre Waffen waren auf ihn gerichtet. In diesem Moment schien alle Magie des Zirkus, die ihn eben noch umfassen hatte, zu verfliegen, ersetzt durch die brutale, gnadenlose Wirklichkeit. Jetzt kam auch Peter Petersen ins Zelt gestürzt. Sein Gesicht war kreideblass und voller Panik, seine Augen suchten verzweifelt nach Martin und Louise. Und hinter ihm drängte sich eine Reihe Zirkusleute, die sich von den Schreien und der Aufregung angezogen fühlten. Ihre Gesichter waren eine Mischung aus Neugier und Besorgnis.

Louise, die den Ernst der Lage spürte, ohne ihn ganz zu begreifen – die Waffen, die Verzweiflung in Martins Augen – wollte sich schützend vor Martin stellen, eine kleine, instinktive Geste des Mutes. Doch ihre Füße, noch ungeschickt auf der schmalen, wackeligen Plattform, rutschten plötzlich ab. Ein markerschütternder Schrei entwich ihr, ein Klang purer, kindlicher Todesangst, der Martin bis ins Mark traf. Sie taumelte, ihre Hand suchte verzweifelt Halt

und krallte sich an einem der herumhängenden Trapeze fest, dessen kalte Metallstange sie jetzt umklammerte. Da gab die Halterung, die offenbar nicht richtig gesichert war, nach. Ein schreckliches Knarren, ein scharfes, unheilvolles Reißen, das durch die Stille schnitt – und das Trapez löste sich mit einem Ruck vom Mast.

Louises markerschütternder Schrei hallte durch das Zelt, als sie, sich nur noch an einer Hand haltend, durch die Luft pendelte, immer weiter von der schützenden Plattform weg. Ihr Schrei war pure Todesangst und brannte sich tief in Martins Gehirn.

Er zögerte keine Sekunde. Alle Angst, alles Zweifeln, alles Grübeln über seine Identität war wie weggeblasen, als wäre es nie dagewesen. Sein Körper übernahm die Kontrolle, folgte einem instinktiven Wissen, einem tief verwurzelten Gedächtnis der Muskeln und Nerven, das tiefer saß als jede bewusste Erinnerung. Er griff zum zweiten Trapez, das noch fest an der Plattform hing, seine Finger krallten sich fest, fast schmerzhaft, um die kalte Stange. Mit einer geschmeidigen, blitzschnellen Bewegung, die Jahre des unermüdlichen Trainings und eine vergessene Meisterschaft verriet, schwang er sich hinterher, stieß sich kraftvoll von der Plattform ab und tauchte ein in die Dunkelheit. Er war wieder in seinem Element.

Die Luft rauschte an ihm vorbei. Er spürte den kühlen Wind in seinen Haaren, die Fliehkraft, die ihn nach außen zog. Mit atemberaubender Präzision und einer beinahe übermenschlichen Kontrolle hängte er sich kopfüber mit den Knien in das Trapez ein, so dass seine Hände frei waren. Sein Blick war einzig auf Louise gerichtet, die verzweifelt schreiend und panisch durch die Luft pendelte, ein kleiner, roter Punkt im Scheinwerfer. Er steuerte sein Trapez, nutzte den Schwung seines Körpers, um näher an sie heranzukommen. Einmal. Zweimal. Mit jeder kraftvollen Schwingung schloss sich der Abstand, die Distanz zwischen Rettung und Verzweiflung.

Unten, am Boden, hielten die Polizisten den Atem an. Sie hatten ihre Waffen gesenkt. Von Zanten, Petersen, die Zirkusleute – alle Augen waren gebannt auf die beiden Figuren in der Luft gerichtet. Ihre Gesichter spiegelten eine Mischung aus Schock, Faszination und ängstlicher Erwartung. Ein erstauntes Raunen ging durch die kleine Menge, als sie sahen, wie Martin, der Verdächtige, der vermeintliche Mörder, sich ohne Zögern in die tödliche Gefahr stürzte, um ein Leben zu retten.

Beim zweiten Vorbeischwingen, als Louises Trapez den tiefsten Punkt erreichte und sie für einen flüchtigen, entscheidenden Moment in seiner

Reichweite war, streckte Martin die Hand aus. Seine Finger krallten sich fest und entschlossen um ihren Arm. Ein fester Griff und er hatte sie. Er zog sie mit einem Ruck zu sich heran, drückte sie fest an seine Brust, während ihr nun leeres Trapez leer hinter ihnen verschwand.

Ein anderer der Hochseilartisten, ein älterer Mann mit einem wettergegerbten Gesicht, der Martins waghalsige Aktion mit scharfem Blick verfolgt hatte, war inzwischen auf die Plattform geklettert. Er kannte die Risiken dieses Ortes, aber auch die außergewöhnlichen Fähigkeiten, die Martin gerade mit einer solchen Meisterschaft bewiesen hatte.

Martin setzte Louise aus dem Schwung heraus sanft auf der Plattform ab. Ihre Beine waren wackelig, aber der Artist packte sie mit einer schnellen, geübten Bewegung und zog sie zu sich heran, um sie zu beruhigen. Sie zitterte am ganzen Körper.

Martin schwang wieder zurück, nutzte den letzten Rest Schwung, um die Distanz zur anderen Plattform zu überbrücken. Er machte sich lang am Trapez. Seine Muskeln zuckten und brannten. Dann ließe er genau im richtigen Moment los und landete sicher auf der Plattform. Ein Gefühl des Triumphes und tiefer, unendlicher Erleichterung durchzog ihn. Louise war in Sicherheit. Er hatte sie gerettet.



Philipp von Zanten, der die gesamte, atemberaubende Szene mit fassungslosem Blick verfolgt hatte, riss sich aus seiner Erstarrung, als Martin wieder sicher stand. Er glaubte, dass Martin fliehen wollte.

„Nicht bewegen!“, brüllte er Martin zu. „Jeder Widerstand ist zwecklos! Sie sind umzingelt! Kommen Sie langsam runter!“

Doch Martin achtete nicht auf die Worte. Er sah Louise, die in den Armen des Artisten zitterte, aber sicher war. Und er spürte, dass er gerade nicht nur ein Leben gerettet hatte, sondern auch einen Teil seiner eigenen Seele, seine wahre Identität, zurückgewonnen hatte. Und das war in diesem Moment alles, was zählte.

## Kapitel 28

Die kurze, magische Stille unter der Zirkuskuppel war mit Philipp von Zantens Befehl durchbrochen worden. Martin, noch immer hoch oben auf der Plattform, in diesem flüchtigen Reich zwischen Himmel und Erde, sah Louise in den Armen des Hochseilartisten, dessen wettergegerbtes Gesicht die Spuren unzähliger Aufstiege und Abstiege trug, ein stummer Zeuge vergangener Triumphe und Beinahe-Katastrophen. Der alte Mann, dessen Handgriffe routiniert und sicher waren, nahm Louise vorsichtig auf den Rücken. Mit geübten, langsamen Bewegungen begann er den Abstieg, Sprosse für Sprosse, eine menschliche Last, die er sicher zu Boden trug. Louise klammerte sich fest an seinen Rücken, ihr Gesicht dicht an seinem Ohr. Die Gefahr war noch nicht vollständig gebannt, das spürten alle Anwesenden, doch zumindest war sie nicht mehr hoch oben und in Martins noch zitternden Händen.

In genau diesem Augenblick, als der Artist mit Louise die Hälfte des Mastes erreicht hatte und ihr Abstieg eine gewisse Sicherheit versprach, stürmte Ellen durch den Zelteingang. Ihr Mantel war verrutscht und hing schief auf ihren Schultern, ihre Haare waren zerzaust, und ihr Gesicht war blass und von einer tiefen Erschöpfung gezeichnet, die tiefe Schatten unter ihre

Augen warf. Hinter ihr folgten zwei weitere Polizeibeamte.

Ellens Blick schnellte nach oben. Ihre Augen suchten und trafen die seinen, ein Funke der Erkenntnis durchzuckte sie beide. Eine Welle der Erleichterung durchfuhr sie, als sie Louise in Sicherheit fest in den Armen des Artisten sah.

Martin hob die Hand, um ihr zuzuwinken. Doch die plötzliche Bewegung hoch oben, die Ellen kaum bemerkt, die in der angespannten Situation beinahe untergegangen wäre, wurde von einem der Polizisten am Boden falsch gedeutet. Im Chaos der Situation, in der angespannten, fast hysterischen Erwartung, dass der Mörder jeden Moment einen Fluchtversuch unternehmen könnte, wurde Martins Wink zu einer direkten Bedrohung, einem Signal des Widerstands.

Ein Schuss hallte durch das Zelt.

Martin taumelte. Ein stechender, brennender Schmerz durchfuhr seine Schulter, ein Brennen, das sich wie Feuer ausbreitete und seine Nervenenden in Flammen setzte. Er fasste sich an die verwundete Stelle. Seine Finger wurden klebrig und warm. Die Welt drehte sich, verschwamm zu einem wirren Kreis aus Licht und Schatten. Ein Schrei entwich ihm, ein kehliges Geräusch, als er nach vorn kippte und von der

Plattform stürzte, in die dunkle, gähnende Leere unter sich.

Die Luft rauschte an ihm vorbei, ein letzter, verzweifelter Atemzug, bevor die Dunkelheit ihn ganz verschlucken würde. Die Sekunden des Falls dehnten sich zu einer Ewigkeit aus.

Im Zelt, hallten drei Schreie wider, die sich zu einem einzigen, herzzerreißenden, markerschütternden Laut vermischten: Ellen, Petersen und Louise. Für einen Moment waren alle vor Schreck wie versteinert, eingefroren in diesem Augenblick des Grauens. Die Polizisten, die erstarrt mit gezogenen Waffen dastanden, von Zanten, dessen Gesicht zu einer Maske des Schocks verzerrt war, die Zirkusleute – alle Augen waren gebannt und fassungslos auf die Stelle gerichtet, wo Martin auf den harten Manegenboden prallen musste.

Doch der Aufprall blieb aus.

Denn wie aus dem Nichts, wie ein Wunder in der Dunkelheit, erschien ein dunkler Schatten knapp über der Manege. Ein Netz. Ein Fangnetz, das zuvor im Halbdunkel, im Gewirr der Konstruktionen, geschickt versteckt und unsichtbar gewesen war. Martin hatte es vor dem Aufstieg mit Louise gespannt, um sie, im Falle eines Falles, so gut wie möglich zu schützen.

Jetzt war er selbst darin gelandet, ein dunkler Fleck, der sich mit einem winzigen Zucken, das Hoffnung gab, bewegte.

Ohne zu zögern rannte Ellen los. Louise, die gerade mit dem Artisten die untersten Sprossen des Mastes erreicht hatte, sprang von seinem Rücken, kaum dass ihre Füße den Boden berührten. Sie lief ebenfalls auf die Stelle zu, wohin Martin gestürzt war.

Als die beiden ankamen, rollte sich Martin gerade mit letzter Kraft aus dem Netz. Sein Körper schmerzte unerträglich, jeder einzelne Muskel schrie, seine Schulter brannte wie Feuer. Er sank blutend zu Boden, das Gesicht verzerrt von Schmerz, aber die Augen waren offen, wach, fixierten Louise mit einer tiefen, unerschütterlichen Zuneigung.

Er lebte.

Louise fiel weinend neben ihm auf die Knie. Ihre Hände packten seinen Arm, ihre Finger umklammerten ihn fest, als wollte sie ihn für immer festhalten. „Martin! Martin! Stirb nicht! Bitte, stirb nicht!“, flehte sie. Ihre Stimme war ein hysterisches Schluchzen, das ihr den Atem raubte. Tränen strömten unaufhörlich über ihr Gesicht. Sie mischten sich mit dem Schmutz auf ihren Wangen und Martins Blut auf seinen Händen, ein trauriges Gemisch aus Leid und Hoffnung. „Du bist der

wichtigste Mensch, den ich auf dieser Welt habe! Der Einzige, der für mich da ist! Bitte, Martin!“

Nur wenige Sekunden später waren bereits die ersten Beamten und ein Sanitäter da. Er kniete sich sofort neben Martin und riss seine Weste auf, um die Wunde an der Schulter zu begutachten. Seine Bewegungen waren präzise und routiniert. „Schusswunde an der Schulter! Starke Blutung! Der Mann muss sofort ins Krankenhaus!“

Er öffnete seinen Notfallkoffer und holte eine Kompressen heraus, die er auf die Wunde drückte. Kurz darauf kamen zwei weitere Sanitäter mit einer Tragbahre ins Zelt gelaufen.

Während die Helfer Martin notdürftig versorgten, kam von Zantens Kollege Schimmel ins Zelt gestürzt. „Kommissar!“, rief er. „Sie haben ihn! Den Kindermörder! Er wurde soeben in der Wilhelmstraße von zwei Streifenbeamten festgenommen.“

„Und woher wissen sie, dass es der Täter ist?“ Von Zanten verzog skeptisch das Gesicht.

„Weil er auf frischer Tat ertappt wurde“, mischte sich Ellen ins Gespräch ein. „Ich war dabei.“

Von Zanten blickte Ellen an, ihren zerrissenen Mantel, die Schmutzflecken in ihrem Gesicht.

„Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Das ist eine der Erzieherinnen aus dem Internat des Mädchens“, erklärte Schimmel.

„Sie scheinen ja eine enge Beziehung zum Täter zu haben“, bemerkte von Zanten. „Da kommt Ihnen eine Festnahme sicher recht.“

Ellen schüttelte fassungslos den Kopf. „Was reden Sie da? Ihre Leute haben den Kindermörder verhaftet! Martin ist kein Täter!“

„Das entscheiden zum Glück nicht Sie.“ Von Zanten drehte sich weg von ihr, wo zwei Sanitäter gerade dabei waren, mit Martin auf der Trage zum Wagen aufzubrechen. „Zwei Beamte begleiten ihn, einer davon im Krankenwagen“, befahl er Schimmel. Der nickte und folgte den Trägern nach draußen, ebenso wie Ellen und Louise.

Von Zanten blieb in der Manege zurück. Sollte er sich wirklich getäuscht haben? Hatte er den Falschen gejagt? Den Falschen verhaftet?

Er schüttelte den Kopf, wie um sich von einem lästigen Insekt zu befreien. Nein, er hatte alles vorschriftsmäßig getan. Es war nicht seine Verantwortung, dass ein Beamter nervös war und schoss. Er hatte das nicht angeordnet. Und was diesen Martin anging – wie unschuldig er war, das würde sich noch zeigen.

## Kapitel 29

Ein Taxi hielt mit einem leisen Quietschen vor der hell erleuchteten Eingangstür des Krankenhauses. Der Morgen brach mit einem sanften, goldenen Licht an, das die Schwere der Ereignisse der vergangenen Stunden langsam zu vertreiben begann und eine Aura der Ruhe verbreitete. Louise und Ellen stiegen aus. Ihre Gesichter waren zwar müde, von Schlafentzug und Tränen gezeichnet, aber in ihren Augen glimmte eine neue, stille Entschlossenheit, die sie durch alles getragen hatte. Louise klammerte sich an Ellens Hand, eine unerschütterliche Verbindung in der Stille des Morgens.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis sie herausgefunden hatten, in welches Krankenhaus Martin gebracht worden war. Der Geruch von Desinfektionsmitteln lag kühl und steril in der Luft. Eine freundliche Krankenschwester wies ihnen den Weg zu Martins Zimmer. Die Tür stand einen Spalt offen. Ellen schob sie leise auf, ihr Herz pochte.

Im Zimmer lag Martin. Sein rechter Arm war fest bandagiert und hing unbeweglich in einer Schlinge, sein Gesicht war noch immer blass, seine Augen geschlossen. Auf seinem Gesicht lag ein glückliches, befreites Lächeln, das Ellen bei ihm noch nicht kannte.



Es war das Lächeln eines Menschen, der sich wiedergefunden hatte und wusste, wer er war.

Der Sturz von der Plattform, der schmerzhafteste Schuss, der harte Aufprall im Netz – diese Kette von Ereignissen, die beinahe sein Leben gekostet hätte, hatte etwas in ihm ausgelöst. Etwas, das er lange für unwiederbringlich verloren gehalten hatte. Seine Erinnerung. Eine unaufhaltsame Flut von Bildern, von Geräuschen, von längst vergessenen Gerüchen und intensiven Gefühlen war über ihn hereingebrochen, als er im Netz gelandet war, wie ein Dammbruch in seinem Geist. Er sah das wettergegerbte Gesicht des alten Dschumas, fühlte die rauen Seile in seinen Händen, hörte das helle, unbeschwerte Lachen von Natascha, spürte den kühlen Wind in seinen Haaren, als er durch die Luft schwebte – alles war wieder da, lebendig und klar, als wäre es erst gestern geschehen. Die zerbrochenen Lücken füllten sich, die verstreuten Bruchstücke seines Lebens fügten sich zu einem schlüssigen, schmerzhaft realen Ganzen zusammen. Er erinnerte sich an den Zirkus, an die Wärme der Dschumas-Familie, an die kleine, mutige Natascha, an die exakte Sekunde des verhängnisvollen Unfalls. Die tiefe, unbewusste Schuld, die er so lange getragen hatte, der unerträgliche Schmerz der Erinnerung, aber auch die bedingungslose Liebe und die tiefe Zugehörigkeit

zu seiner Zirkusfamilie – all das war plötzlich kristallklar, eine wiederentdeckte Wahrheit, die ihm nun erlaubte, seine eigene Geschichte zu verstehen.

Louise rannte sofort zu ihm, kletterte vorsichtig auf das Bett und umarmte ihn, so fest sie konnte, ohne seine verletzte Schulter zu berühren. Sie drückte sich an ihn.

„Martin! Jetzt wird alles gut“, flüsterte sie.

Martin schlug die Augen auf. „Ja, Louise“, sagte er. Seine Stimme war schwach, aber voller Wärme und einer tiefen, neuen Gewissheit. Er legte seine unverletzte Hand auf ihren Kopf, strich sanft über ihr Haar. „Und ich erinnere mich. Ich erinnere mich an alles.“

Ellen setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett. Ihre Augen glänzten vor Freude. Sie war unendlich erleichtert. Die Last der letzten Tage fiel spürbar von ihr ab.

Während die drei dort saßen, die Stille des Zimmers nur von Louises leisem Schluchzen und Martins ruhigem Atem durchbrochen, kam es im Flur zu einem leisen Aufruhr. Gedämpfte Stimmen, dann Schritte, die näherkamen. Die Tür zum Zimmer öffnete sich, und die gesamte Sippe Dschumas drängte herein, eine lebendige, bunte Welle von Menschen, angeführt vom alten Vlado Dschumas. Seine wettergegerbte Miene war ernst. In seinen Augen lag ein tiefes Gefühl, eine

Mischung aus Sorge und einer unendlichen Erleichterung. Hinter ihm drängten sich Ludmilla, Danko, Andros und andere Gesichter, die Martin aus seinen wiedergefundenen Erinnerungen kannte – eine Familie, die er verloren geglaubt hatte und nun wiederfand.

Das Zimmer füllte sich mit ihrer warmen Präsenz, und es wurde wieder still, eine ehrfürchtige Stille, die die Bedeutung des Moments unterstrich. Die Luft schien zu vibrieren, aufgeladen mit Emotionen. Der alte Dschumas sah Martin ernst an, sein Blick war forschend, tief und durchdringend, als wollte er seine Seele lesen.

„Es gibt ein altes Zigeunerspruchwort, mein Junge“, sagte Vlado schließlich. Seine Stimme war rau, aber voller Weisheit und einer tiefen, gelebten Erfahrung. „Wer ein Leben nimmt, ist selber tot. Und wird erst dann wieder leben, wenn er ein Leben gibt. Du hast dich verloren, Martin, als du Natascha verloren hast. Jetzt lebst du wieder. Dein Leben, das du einst verloren hast, ist zurückgekehrt, weil du Louise gerettet hast. Du hast ihr das Leben gegeben, das du damals nicht retten konntest.“

Er streckte Martin seine Hand hin, seine alte, vernarbte Hand, die so viel gehalten und gerettet hatte.

Eine Geste der Versöhnung, der Vergebung und der Wiederaufnahme in die Familie.

Martin ergriff sie, seine Finger umschlossen Vlados Hand fest und sicher. Seine Augen trafen Vlados, und er nickte, ein stilles Einverständnis, eine tiefe, unausgesprochene Verbundenheit, die keine weiteren Worte brauchte. Die erdrückende Last der Schuld, die er unbewusst getragen hatte, die ihn so lange niedergedrückt hatte, fiel nun endgültig von ihm ab, wie ein alter, schwerer Mantel. Er war frei.

Die anderen Dschumas-Familienmitglieder drängten heran. Ihre Gesichter strahlten vor Freude und Erleichterung. Sie begrüßten Louise mit warmen Umarmungen, die ihre kleine Gestalt fast erdrückten, und umarmten auch Ellen, die sie als diejenige anerkannten, die für Martin da gewesen war, die ihm geholfen und an ihn geglaubt hatte. Das Zimmer füllte sich mit dem sanften Gemurmel von Stimmen, dem leisen Lachen, dem Gefühl von Familie, das so lange gefehlt hatte.

Martin aber sah in seinen Gedanken noch einmal die Szene, in der ihm Louise, in einem kleinen Straßencafé, in all ihrer kindlichen Entschlossenheit gesagt hatte: „Du bist für mich der wichtigste Mensch auf der Welt.“ Diese Worte, gesprochen von einem kleinen Mädchen, das er nicht gekannt hatte, waren der Anker

gewesen, der ihn durch die Dunkelheit seines Vergessens geführt hatte. Sie hatte ihm einen Sinn gegeben, als er keinen hatte. Sie hatte ihn festgehalten, als er zu zerbrechen drohte.

\*\*\*

Wenige Tage später wurde Martin aus dem Krankenhaus entlassen. Die Ermittlungen gegen ihn waren eingestellt worden. Der Mann, der auch Ellen hatte töten wollen, hatte schließlich gestanden, die vier Kinder umgebracht zu haben. Und Louise hatte alles, was geschehen war, ihren Eltern berichtet. Diese waren sofort angereist und hatten Martin, gemeinsam mit Louise, an seinem Krankenbett besucht.

Als sie gingen, hatte Martin offiziell die Genehmigung für den Umgang mit Louise, wenn auch mit einer Auflage: „Sie haben Louise in große Gefahr gebracht, als Sie ihr ihren Geburtstagswunsch erfüllten“, sagte ihr Vater. „Ich führe das auf Ihren Gefühlszustand zurück, in dem Sie sich befanden. Louises Mutter und ich legen Wert darauf, dass so etwas nicht wieder passieren wird. Habe ich Ihr Wort darauf?“

Martin hatte nicht überlegen müssen und es versprochen.

Das alles schien für ihn wie eine Ewigkeit her, auch wenn kaum eine Woche vergangen war, seitdem er die Klinik verlassen hatte. Seine Schulter schmerzte noch immer, aber sein Schritt war leichter, seine Haltung aufrechter, seine Augen klar. Er saß mit Ellen in einem belebten Straßencafé, die Sonne wärmte sein Gesicht, ein Versprechen auf einen neuen Anfang. Der Duft von frischem Kaffee und knusprigen Croissants lag in der Luft, vermischte sich mit dem leisen Stimmengewirr der Passanten.

„Ich ... ich kann mich an alles erinnern, Ellen“, sagte Martin. „An alles! An den Zirkus. An Natascha. An den Unfall, an jeden einzelnen Moment.“

Er erzählte ihr von den Bildern, die über ihn hereingebrochen waren, von der Klarheit, die er plötzlich hatte, die ihn nach Jahren des Nebels durchströmte. Von der tiefen Trauer, die mit den Erinnerungen kam, aber auch von der unglaublichen Befreiung, die die Rückkehr seiner Erinnerungen mit sich brachte.

„Es war, als hätte der Sturz von der Plattform, der Schock des Schusses und die Erkenntnis, in diesem Netz zu liegen, etwas in meinem Gehirn gelöst, einen Knoten, der mich gefangen hielt. Plötzlich war alles da. Die Puzzleteile fügten sich zusammen, und ich wusste, wer ich bin.“

Ellen nickte voller Verständnis. Sie hatte es geahnt, gehofft, aber die Bestätigung war ein tiefes Geschenk.

„Nun kann ich mein Leben wieder leben“, fuhr Martin fort. „Mein eigenes Leben. Mit allem, was dazu gehört. Mit den guten und den schlechten Erinnerungen. Und ich kann mich endlich dem stellen, was geschehen ist. Ich kann um Natascha trauern.“

Ellen streckte ihre Hand aus und legte sie sanft auf seine. Ihre Finger strichen zart darüber. Sie lächelte ihn an, ein tiefes, verständnisvolles Lächeln, das mehr sagte als tausend Worte. Auch ihre Gewissenskonflikte, die sie so lange gequält hatten, waren verschwunden, ersetzt durch ein Gefühl von Frieden und Zuversicht.

Martin erwiderte ihr Lächeln. Der Weg vor ihm war noch lang, die Heilung würde Zeit brauchen, aber er war nicht mehr allein. Er hatte seine Familie wiedergefunden. Er hatte Louise. Und er hatte eine Freundin, die an ihn geglaubt hatte, als niemand sonst es tat.

Sein Leben begann neu, ein ungeschriebenes Blatt, gefüllt mit Erinnerungen und der Hoffnung auf eine Zukunft.

ENDE

